T. F. Castelli.

Ignaz Franz Castelli.

„Das Licht der Vernunft ist ein seltsames Licht,
In Köpfen, wo Stroh ist, da brennt's eben nicht."

Mit Portrait.

Cassel,
Ernst Balde.
1854.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ignaz Franz Caſtelli.

Ignaz Franz Castelli wurde am 6. Mai 1781 zu Wien geboren. Sein Vater, früher Laienbruder im Jesuiten-Collegium daselbst, war Rechnungsrath bei der Stiftungsbuchhalterei, und erzog den Knaben mit Sanftmuth und Milde, so daß eine stark ausgeprägte Weichheit im Charakter desselben hervortrat. Nach dem Besuch der Schulen studirte er Philosophie und die Rechte, jene Weichheit im Charakter nicht verlierend, die noch mehr genährt worden war durch den Aufenthalt welchen der Knabe im Hause seiner Großmutter und zweier unverheiratheten Tanten genommen hatte, nachdem sein Vater, in Ruhestand versetzt, Wien verlassen und nach einem Landstädtchen an der böhmisch-östreichischen Grenze gezogen war. Bereits die Kinder- und Jugendjahre füllte der Knabe mit Versuchen an, Verse zu machen, wie mit einer großen Liebhaberei am Schauspiel, welche endlich soweit ging, daß er Violine spielen lernte, nur um seinen Lehrer zuweilen an dessen Platze im Wiedner

Theater vertreten zu können. Von diesem Platze aus wurde Castelli mit den Schauspielern selbst bekannt, besuchte den Ort, wo sie sich nach der Vorstellung gewöhnlich zusammen fanden, und erhielt hier von ihnen scherzweise die Aufforderung, selbst ein Stück für die Bühne zu schreiben. Castelli ging mit großem Eifer an's Werk und schrieb eine Travestie des „König Lear", welche dem bekannten Schauspieler und Theaterdichter Stegmayer recht wohl gefiel. Die Censur gestattete indeß die beabsichtigte Aufführung des Castelli'schen Erstlingswerks nicht.

Neben dieser Lust, das Theater zu besuchen, tauchte in ihm die andere auf, selbst Schauspieler zu werden. Er nahm viel Theil an Liebhabertheatern und soll dabei ein nicht gewöhnliches darstellendes Talent gezeigt haben, indeß wurde er nach und nach gleichgültiger gegen das Theater, und mehrere Aufforderungen, sich ganz der Bühne zu widmen, wieß er bestimmt zurück.

Castelli's Lage war in seiner Studienzeit eine eben nicht angenehme. Sein Vater konnte ihn nicht unterstützen, und so mußte er denn, wie wir es bei mehr als einem östreichischen Dichter finden, bereits in den Jahren seines Universitätsbesuchs sich mit Unterrichtgeben u. s. w. den Unterhalt selbst verdienen. Dabei wurde ihm der Aufenthalt im Hause seiner Großmutter sehr unbehaglich, er zog aus, miethete sich eine kleine dürftige

Wohnung, und studirte mit Entschiedenheit auf das Jus los. Nach Beendigung seiner Studien bewarb er sich allerorten um ein Amt; lange dauerte es, ehe sein Verlangen erfüllt wurde; endlich wurde er im Jahre 1801 bei der landständischen Buchhaltung in Wien als Practicant aufgenommen. Diese bescheidene Stellung sicherte ihm wenigstens ein mittelmäßiges Auskommen, und ließ ihm dabei Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten, die ihn immer mehr beschäftigten. Zuerst machte er sich an Uebersetzungen, wobei er z. B. für die Wiedner Bühne schnell nothwendig werdende Uebertragungen besorgte. Im Jahre 1800 wurde ein von ihm aus dem Französischen bearbeitetes Stück, „die Mühle am Ardenner felsen," mit Beifall gegeben, er erhielt ein Honorar von dreißig Gulden dafür, und war von demselben so erfreut, daß er den Schauspielern ein Abendessen zum Besten gab, was noch 10 Gulden mehr kostete. Um dieselbe Zeit gab er pseudonym ein Bändchen Gedichte heraus: „poetische Erstlinge von Rosenfeld," dabei redigirte er ein Paar Jahrgänge des Hoftheater-Taschenbuch's; im Jahre 1803 wurde wiederum ein von ihm nach dem Französischen bearbeitetes Stück, ein Lustspiel, „Todt und lebendig" aufgeführt, wobei er zuerst seinen wahren Namen nannte.

Im Jahre 1805 wurde Castelli den Franzosen gegenüber als Lieferungscommissar verwandt; im Jahre

1809 nahm ihn der zum Gouverneur von Baiern ernannte Freiherr von Bartenstein zu seinem Sekretair. Mit dem Gouverneur verschwand natürlich der Sekretair, ehe er sein Amt angetreten hatte, und zwar hatte er auch noch zudem einen sehr positiven Grund, sich vor dem herannahenden Feinde zurückzuziehen. Castelli hatte nämlich mehrere Kriegslieder gedichtet, sowie Aufrufe an Soldaten und Volk geschrieben, welche den Franzosen so wenig gefielen, daß sie den Verfasser nebst zwei andern Männern im Moniteur in die Acht erklärten und verfügten, er sei vor ein Militairgericht zu stellen, wo man nur seiner habhaft werde. Diese Gefahr veranlaßte Castelli, Wien zu verlassen, er ging mit einer Commission zur Sicherung von Documenten betraut nach Ungarn, ja selbst nach Temeswar, wo er bis zum Friedensschluß blieb. Nach einer Abwesenheit von neun Monaten kehrte er nach Wien zurück, um sich mit erneutem Eifer seinen literarischen Beschäftigungen hinzugeben. Sein Textbuch zu der bekannten Oper „die Schweizerfamilie“ hatte ihn ein wenig bekannter gemacht; obschon er für diese Arbeit nur ein Honorar von 3 Gld. 12 Kr. erhalten hatte, trug sie ihm doch noch etwas anderes, besseres ein als ein noch so großes Honorar, er wurde nämlich 1811 vom Fürsten Lobkowitz als Hoftheaterdichter am kaiserlichen Hoftheater nächst dem Kärnthner Thor angestellt. Diese Stelle hatte Castelli

bis zum Jahre 1814 inne, in welchem Jahre sie der Ersparniß halber einstweilen aufgegeben wurde. Im Jahre 1812 begann er sein Taschenbuch „Selam," welches in sieben Jahrgängen erschien und manche gute Beiträge östreichischer Autoren enthielt.

Im Jahre 1815 wurde Castelli Sekretair des Grafen Cavriani, welcher zum Gouvernementsrath in einer der occupirten Provinzen Frankreichs ernannt war. Castelli reiste als dessen Begleiter über München und Stuttgart nach Paris, von da nach Bourg-en-Bresse, wo der Sitz der Verwaltung sein sollte. An Cavriani's Stelle trat bald der Freiherr Joachim Münch von Bellinghausen, mit dem er am Schluß der Occupation über Lyon, Chambery, Mailand, Venedig, Triest nach Wien zurückkehrte.

In den Jahren 1819 und 1822 machte Castelli Reisen durch Baiern nach der Schweiz und Oberitalien, 1839 bereiste er Deutschland für längere Zeit, und brachte von dieser Reise außer dem Jenenser Doctorhut auch manche freundliche Erinnerung, mehr als eine geschlossene Freundschaft mit bekannten Schriftstellern 2c. zurück. Im folgenden Jahre suchte er um seine Entlassung als Landschaftssekretair nach, erhielt sie mit ehrenvollen Bedingungen. Seit jener Zeit lebt er in der besseren Jahreszeit auf einer Besitzung, welche er sich bei Lilienfeld erworben hat, noch immer der süßen Beschäftigung

mit den Musen hingegeben, oft von Besuchen theuerer Freunde erfreut. —

Castelli ist ein außerordentlich fleißiger Schriftsteller gewesen. Unter dem Titel „J. F. Castelli's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl," einem Titel, der einen komischen Widerspruch enthält, liegen uns siebenzehn im Verlage von Mayer und Comp. in Wien erschienene Bände vor, welche aber nicht die sämmtlichen Werke, sondern nur deren Auswahl enthalten. Da finden wir denn eine große Anzahl von Erzählungen, Gedichten, Räthseln, Sprüchwörtern, dramatischen Arbeiten, Reiseskizzen u. s. w., indeß bei weitem nicht alles, was aus Castelli's fleißiger Feder hervorging. So hat er unter Anderen beinahe Hundert Theaterstücke theils selbst verfaßt, theils übersetzt und bearbeitet, welche fast alle übrigens nur auf östreichischen Theatern zur Aufführung kamen. Auf außerösterreichischen Bühnen hat, soviel uns bekannt, keine seiner dramatischen Arbeiten dauernd Halt gefunden. Diese dramatischen Arbeiten publicirte er zuerst in einem Taschenbuche, welches unter dem Titel „Dramatisches Sträußchen" in achtzehn Jahrgängen erschien. Außer diesen und anderen schriftstellerischen Productionen war er zugleich Redacteur mehrerer Zeitschriften, wie der Thalia, des Sammlers, des Wiener Conversationsblattes, des Wiener musikalischen Anzeigers. Das seit 1823

von ihm herausgegebene Taschenbuch „Huldigung den Frauen“ war eins der werthvollsten unter den jährlich erscheinenden.

Wie fast alle älteren östreichischen Schriftsteller, so verwandte auch Castelli mehr als einmal seine Feder zum Besten des Wohlthuns. Im Winter 1829—30 brachte sein Aufruf zu Beiträgen zum Holzankauf für die Armen in vierzehn Tagen die Summe von 12,000 Gld. ein. Dabei schrieb er noch allerhand andere Dinge, meist zu gemeinnützigen Zwecken, wie z. B. im Jahre 1831 eine populaire Schrift über die Cholera. Im Jahre 1848 trat er auch als populair-politischer Schriftsteller auf, seine dahingehörenden Arbeiten wurden in großer Anzahl verkauft.

Castelli's literarische Leistungen wurden vielfach anerkannt, er besitzt mehrere Orden, und hat eine ganze Sammlung von Geschenken, welche ihm als Zeichen der Anerkennung zu Theil wurden. Seinem Grundsatz gemäß, ein Hagestolz müsse wenigstens ein Steckenpferd haben, hat er deren mehrere, unter andern ist er ein fleißiger Sammler von allerlei Dingen, z. B. besitzt er nicht weniger als 1800 Tabaksdosen, ohngefähr 12,000 Theaterstücke u. s. w. —

Castelli als Schriftsteller, in Poesie wie Prosa, theilt das Schicksal der meisten seiner Stammesgenossen, welche den Musen huldigten — auch er hat sich nirgend

zu etwas absolut Gutem erhoben. Seine Poesien sind lesbar, erreichen aber nirgend die Höhe, wie wir sie bei einem bedeutenden Dichter voraussetzen müssen; mit seiner Prosa ist es dasselbe. Er hat eine Menge Erzählungen u. s. w. geschrieben, die zumeist lesbar sind, zu einem großen Ganzen, z. B. zu einem größeren Romane oder etwas dem Aehnlichen, hat er es indeß nicht gebracht. Der Grundzug Castelli's ist der der Gemüthlichkeit, und tritt dieser vielfach in seinen Gedichten hervor; in den prosaischen Arbeiten finden wir außer dem Grundzuge des Scherzes, den wir auch in vielen seiner Gedichte finden, noch eine starke Hinneigung zum Schauerlichen vorherrschend, bekanntlich nicht eben das Kennzeichen eines besonders geistreichen Autors. Mehrere seiner Erzählungen u. s. w. sind aus andern Sprachen übersetzt.

Was die Form betrifft, so ist sie in den Poesien zumeist gut, in den prosaischen Arbeiten finden wir oft Provinzialismen, wie sie den meisten der östreichischen Schriftsteller zweiten Ranges häufig unterlaufen, mitunter auch Verstöße gegen die Grammatik — Castelli's Periodenbau ist nicht immer richtig und schön.

Auch bei ihm also hat die Quantität der Qualität geschadet, Castelli hat zu viel geschrieben, um Bedeutendes geschrieben zu haben. Unter allen Umständen indeß gebührt ihm ein guter Platz in den Reihen östrei-

chischer Schriftsteller, man kann ihn, sieht man von Lenau, Grün und einigen Andern ab, den Vater der übrigbleibenden östreichischen Literatur nennen, deren ältestes und fruchtbarstes Glied er ist. So steht er ohngefähr auf demselben Platze, auf welchen wir Seidl und Vogl stellen möchten, beiden steht er auf dem Felde der Poesie nach, dagegen übertrifft er sie in seinen prosaischen Leistungen.

Wir geben nachstehend einige Proben von beiden.

Von den Poesien wollen wir anführen: „Kriegslied für die österreichische Armee," „Gretchen in der Stadt," „Der Rettig," „Warum ich ein Junggeselle bin," „Der Dosensammler, "„Als sie starb," „Der Blinde und sein Sohn," einige der kleinen humoristischen Poesien und ein Liebeslied.

Kriegslied für die österreichische Armee.

(1809.)

Hinaus, hinaus, mit frohem Muth!
Hinaus, in's Feld der Ehre,
Damit der Feinde Uebermuth
Nicht unf'rer Brüder Hab' und Gut
Und unser Land verheere.

Soldaten! laßt uns zieh'n mit Gott,
Wohin die Fahnen winken;
Sie nicht verlassen, wenn auch Tod
Aus tausend Feuerschlünden droht!
Wir siegen, oder sinken.

Zwar sind wir nicht aus einem Land,
Doch einer Kette Glieder,
Denn Franzen's milde Vaterhand
Umschlingt uns mit dem Segensband,
Und so sind wir ja Brüder.

Einst hatte auch der Römer Heer
Die halbe Welt verschlungen,
Da traten unf're Väter her
Und stellten muthig sich zur Wehr,
Und Roma ward bezwungen.

Noch erbte euer Sinn sich fort,
Ihr Väter! auf die Söhne;
Wir dulden auch kein schimpflich Wort,
Ein Schuft nur leidet es hinfort,
Daß man den Deutschen höhne.

Was, Feinde, euer Stolz entwarf,
Das sollt mit Blut ihr büßen;
Beweisen wollen wir's euch scharf,
Daß man nicht Jahre lernen darf,
Um auf den Feind zu schießen.

Vom „Rechtsumkehrteuch!" wollen wir
Im Schlachtgewühl nichts wissen;
Nur vorwärts wehe das Panier,
Für diesmal wollen wir dafür
Euch auf den Rücken schießen.

Dem Vaterland bleibt jeder treu
Im Tode, wie im Leben,

Und schleichet ihr mit Gold herbei,
So wollen wir mit unsrem Blei
Euch kräftig Antwort geben.

Was Franz befiehlt, das thun wir gern,
Und Keiner wird da weilen;
Doch lassen wir — nein, das sei fern; —
Von keinem andern fremden Herrn
Befehle uns ertheilen.

Was ihr uns einst in Schlachten nahmt,
Damit müßt ihr nicht prahlen;
Wir handeln nun das Rächeramt,
Ihr müßt uns alles insgesammt
Mit Interessen zahlen.

Vertraut nicht jener Völker List,
Die sich euch überließen:
Denn, wie ihr euern Freund begrüßt,
Wenn er euch nicht mehr nöthig ist,
Das habt ihr ja bewiesen.

Baut nicht auf eurer Krieger Schaar,
Auf jene leichten Kinder,
Oft dreht das Glück sich wunderbar;
Sie laufen schnelle vorwärts zwar,
Doch rückwärts noch geschwinder.

Ihr droht der ganzen Welt den Krieg,
Fröhnt sie nicht euern Winken;
Bisher bekrönt' euch zwar der Sieg,
Doch, was so schnelle aufwärts stieg,
Pflegt schneller noch zu sinken.

Hoch lebe unser Herrscherpaar! —
Es enden, Franz, — die Leiden;
Du fühltest manche Jahre zwar
Der Krone Last nur immerdar,
Nun fühl' auch ihre Freuden.

Es lebe Carl, der deutsche Held,
Dem neue Lorbeern grünen!
Er führt uns selbst auf's Ehrenfeld:
Auf, Cameraden! zeigt der Welt,
Daß wir es auch verdienen.

Ihr Lieben, reicht uns noch die Hand!
Und weinet keine Zähre;
Ihr wollt ja nicht der Kinder Schand',
Es gilt für Fürst und Vaterland,
Für Eigenthum und Ehre.

Und nun, Ihr Brüder! was auch droht,
Hinaus, hinaus zur Rache!
Scheut keine Lasten, keine Noth,
Wir siegen, denn mit uns ist Gott
Und die gerechte Sache!!! —

Gretchen in der Stadt.

Ich freue mich herzinniglich,
Daß ich die Stadt gesehen,
Doch um dort froh zu werden, muß
Man ihre Sprach' verstehen.

Sie reden ja so kauderwälsch,
Und so vertrackte Sachen,
Daß ich nicht wußte, ob sie deutsch,
Ob sie chinesisch sprachen.

Der Eine sagte: Im Gesicht
Seh' er mir Rosen blühen,
Der And're sah in meinem Kopf
Zwei große Sterne glühen;
Der Dritte jammerte sogar,
Ich schlüg' ihm eine Wunde,
Und sprach: ich hätte Pfeil' im Aug',
Und Elfenbein im Munde.

Die närr'schen Leute glauben auch,
Ich hätte seid'ne Haare,
Von Alabaster sei mein Hals,
Wovor mich Gott bewahre!
Ein alter kupfernas'ger Herr,
Der wollte gar beweisen:
Ich sei — weil ich ihn ausgelacht —
Durchaus von Stahl und Eisen.

Ein Dicker sprach: Er säh' mir's an,
Ich hätt' ein Herz von Butter,
Ein Mag'rer sprach: Cupid' heiß ich,
Und Venus meine Mutter;
Ach Gott! was das für Lügen sind;
Das weiß ja doch ein Jeder,
Daß ich 'ne Waise bin, und steh'
Im Dienst beim langen Peter.

Der Eine hätte, — hielt ich still,
Mich in die Hand gebissen,
Der And're trat mich unter'm Tisch
Beständig mit den Füßen;
Der Dritte zwickte mich in's Kinn
Und hieß das arme Gretchen —
Wohl spottend nur — die Königin
Von allen andern Mädchen.

Und manche knieten gar vor mir
Und sagten mir zur Ehre,
Daß ich gar eine Göttin sei
Und anzubeten wäre.
Die Leute freveln lästerlich,
Denn wie ich das verstünde,
So müßt' ich Gottes Weib ja sein,
Verzeih' mir Gott die Sünde!

Kurzum, sie reden solches Zeug,
Es ist wohl Spott und Schande,
Und seh'n auch Alles anders, als
Wir Leute auf dem Lande.
Was Schuld d'ran sei, daß falsch sie seh'n,
Das will ich euch wohl sagen;
Die Augengläser machen's, die
Sie auf den Nasen tragen

Der Kettig.

(Ballade.)

Ludwig der Eilfte gelangte zum Throne,
Frankreichs Luft war gerecht und groß,
Und er zog, auf dem Haupte die Krone,
Feierlich ein in der Väter Schloß,
Jedes Herz flog ihm hoffend entgegen,
Jeder Mund schallt' ihm Glück und Segen.

Als er dankend nun schritt durch die Säle,
Wo ihn begrüßt' ein bebändertes Heer,
Da schon empfand er, wie sehr es quäle
Steuermann sein auf dem trüg'rischen Meer,
Wo der Sirenensang schmeichelnder Lippen
Leicht verlockt an gefahrvolle Klippen.

Und er musterte forschend die Menge,
Welche gesenkten Blickes sich neigt,
Ob ihm denn unter all' dem Gedränge
Nicht ein offenes Auge sich zeigt?
Sieh, da erblickt' er zu hinterst so Einen,
Der zu beten schien und zu weinen.

's war ein Bauer. — Der König blieb stehen,
Sprechend zu einem nahen Hatschier:
„Jenen Mann an der Thür will ich sehen,
Führ' in auf der Stelle zu mir!"
Und es theilt sich der Kreis unterthänig,
Alsbald führt' man den Bauer zum König.

Hin auf die Knie warf sich der Alte,
Drückt auf des Königs Mantel den Mund,
Und sein: „Heil meinem Herrn!“ erschallte
So recht herauf aus des Herzens Grund,
Ludwig erhob ihn, da sprach er dann heiter,
Wie hier wörtlich zu lesen, weiter:

„Ach mein gnädigster Herr! Ihr kennet
Wohl Euren alten Hauswirth nicht mehr,
Der sich Robert Mathurin nennet
Und aus dem fernen Burgund kommt her,
Um den schönsten der Tage zu sehen
In der Königstadt festlich begehen?

„Wißt Ihr, wie oft Ihr bei uns seid gesessen,
Noch als Dauphin in der Meinen Kreis'?
Wie Ihr mit uns manchmal Rettig gegessen?
War ja stets Eure Lieblingsspeis',
Immer noch denken wir d'ran, und die Meinen
Freu'n sich, so oft bei uns Rettig' erscheinen.

„Nun im heurigen Jahr hat gesegnet
Uns der Himmel ganz beispiellos,
's hat im Frühjahr tüchtig geregnet,
Und da wurden die Rettige groß,
Seht, da bring' ich ganz unterthänig
Euch die schönste der Wurzeln, Herr König!“ —

„„Daß dein Rettig, mein Freund, etwas tauge,““
Sagt der König, „„das merk' ich wohl schon,
Denn es steigt mir das Wasser in's Auge,
Und wir reden doch nur davon,

Gib! — beim Festmahl will ich ihn essen
Und dabei Deiner gewiß nicht vergessen.""

Und der Bauer, erfreuet nicht wenig,
Zog einen Rettig, bewundernswerth groß,
Schnell aus der Tasch', überreicht' ihn dem König,
D'rauf eine Thrän' aus dem Aug' ihm floß.
Wollt' mit dem Aermel schnell wischen sie auf,
""Laß — sprach der König — den Tropfen nur drauf.""

Und einem Pagen, der stand daneben,
Reicht' er die Frucht, rief den Zahlmeister vor,
Und befahl ihm, dem Bauer zu geben
Alsogleich hundert ganz neue Louisd'ors;
Augenblicklich war dieses geschehen,
Und der König will weiter gehen.

Plötzlich stürzte zu seinen Füßen
Aus dem Gedräng ein Edelmann:
„Herr! laßt auch mich die Wonne genießen,
Welche der Bauer sich heute gewann,
Mir auch erlaubt an dem festlichen Tage,
Daß ich Euch etwas zu bieten wage.

„Bin der Gutsherr von jenem Alten,
Habt mein Schloß als Dauphin auch beehrt,
Habt zu jener Zeit viel gehalten
Auf mein schönes arabisches Pferd,
Nun der Sprößling von diesem Pferde
Wurde das herrlichste Thier auf der Erde.

„Drum vergönnet mir, daß ich es stelle
Alsbald in meines Monarchen Stall!" —

Schwieg der König — er sah ganz helle —
Als ein Geizhals war überall
Dieser Edelmann laut beschrieben,
Ward vom Geschenk zum Geschenke getrieben.

„„Wohl! — versetzte der Mann mit der Krone —
Stellt es nur in den Marstall mir,
Und damit ich Euch würdig lohne,
Nehmet — diesen Rettig dafür,
Jenes — das herrlichste Pferd von den Pferden,
Dieser — der seltenste Rettig auf Erden.““

Warum ich ein Junggeselle bin.

Weil ich nicht in den Ehstand sprang,
Wie es so viele Andere thaten,
Weil ich vorerst überlegte lang,
Mir von erfahrenen Männern ließ rathen,
Weil ich weiß, daß die Schnelligkeit
Meistens auch ist der Thorheit Quelle,
Heute gethan und morgen bereut,
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil mein Vater mir selbst geklagt:
Mütterlein hab' eine spitzige Zunge
Weil er in traulichen Stunden gesagt:
„Bleibe ledig, ich bitte dich, Junge!“
Weil ich sah, daß nur er in das Haus
Schaffen mußt' alle Gelder zur Stelle,
Und die Mutter allein gab sie aus,
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil man Einer stets treu bleiben soll,
Hymen gebeut es, der strenge Richter,
Und weil ein Herz empfindungsvoll,
Da es gibt so viel schöne Gesichter,
Auch bei Jenen uns pochend mahnt,
Die der Priester an heiliger Stelle
Nicht an unsere Rechte band,
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil ich weiß, daß, dem Sprichwort zum Hohn,
Alte Liebe doch meistentheils rostet,
Und dann zu knie'n an der Göttin Thron
Gar erschrecklich viel Mühe kostet,
Weil ich weiß, wie geschwinde sie fällt
Die vom Blute gethürmte Welle,
Und wie sich Schönes dann häßlich darstellt,
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil ich weiß, daß wer A gesagt
Dann ohne Hülfe auch B sagen müsse,
Wenn es auch späterhin plötzlich ihm tagt,
Und sich zeigen die tauben Nüsse,
Weil ich gesch'n, wie so Mancher nahm
Liebchen für eine Mademoiselle,
Die doch den Namen verdiente: Madam, —
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil ich Dich, Theure, nicht früher fand,
Als ich das Leben noch weniger kannte
Und als uns endlich die Liebe verband,
Dir auch der Zweifel im Herzen schon brannte,
Weil wir beschlossen: der Wille nur
Soll uns vertreten des Zwanges Stelle,

Lieb' uns nur fester binden, nicht Schwur —
Darum bleib' ich ein Junggeselle!

Der Dosensammler.

Der Eine sammelt Bücher,
Der And're Schilderei'n,
Der Dritte sammelt Münzen,
Der Vierte gar Gestein,
Der Fünfte ist an Rosen
Und Pelargonien reich,
Ich aber samm'le Dosen,
Warum? das sag' ich Euch.

Zwei gold'ne, vier von Silber,
Sie wiegen viele Loth,
Die taugen in's Versatzamt
Zur bösen Zeit der Noth.
Dann and're zwei von Messing
Und auch broncirte zwei,
Ersetzen ihre Stelle,
Für's Volk ist's einerlei.

Geschmückt mit Frauenarbeit,
Mit Blumenstickerei,
Hab' ich gar viele Dosen
Und denke mir dabei:
Die Zeiten sind vergangen,
Wo sie mich hätten lieb,
Die Mädchen sind verflogen,
Doch ihre Arbeit blieb.

Portraite kann ich zeigen.
Wohl auch gar viele Euch,
Doch ach! die lieben Lärvchen
Seh'n jetzt sich nicht mehr gleich.
Jüngst kam von diesen Schönen
Mir eine in die Quer,
Da zeigt' ich ihr ihr Abbild,
Sie kannt' es selbst nicht mehr.

Auch Dosen gibt's mit Haaren,
Verschlung'ne Namen stehn
In brennend rothen Herzen,
Gar rührend anzusehn;
Am schönsten doch ist eine,
Da prangt die Dreie drauf,
Von Rosen so geformet,
Die geht auch dreimal auf.

Dann hab' ich auch zwei Dosen
Von ganz besond'rer Art,
Die spielen Musikstücke
Gar lieblich und gar zart,
Doch nicht aus wälschen Opern
So ein Dumdideldei,
Vom Mozart was, vom Weber,
Und Walzer noch dabei.

Da sind dann wieder andre
Ganz einfach, schwarz und braun,
Doch ist darin verborgen
So mancher Scherz zu schau'n.

Was, will ich Euch nicht sagen,
Denn wollt' ich — mit Respekt —
Ein Jeder sollt's beschnüffeln,
So hielt ich's nicht versteckt.

Ein kleines Döschen trag' ich
Geh' ich zu Frau'n, im Sack;
Jedoch im Trauerspiele,
Da schnupf' ich viel Tabak,
Da nehm' ich eine große,
Auch in die Kanzellei,
Man muß da Prisen geben
Und nehmen vielerlei.

Von einem jeden Stoffe,
Von jeglicher Gestalt
Besitz' ich Dosen, nehme
Bald die und jene bald,
Veränd'rung würzt das Leben,
Gewähret Zeitvertreib,
Mit Dosen darf man wechseln,
Ach! nicht mit seinem Weib.

Aus Gold biet' ich dem Reichen
Ein Prischen dar mit Stolz,
Dem schlechten Komödianten
Reich' eines ich aus Holz,
Aus Eisen laß ich schnupfen
Den Mann von festem Sinn,
Tonkünstlern aber reich' ich
Schnell die Spieldose hin.

Den Ehemännern biet' ich
Aus Horn ein Prischen an,
Und aus Krystalle schnupfen
Laß ich den braven Mann.
Ein gläsern Döschen nehm' ich,
Komm' ich in Frauennäh',
Und Dichtern reich' ich Tabak
Aus papier maché.

Kann nicht am besten leiden
Das Recensentenpack,
Und schnupfe auch mit diesen
Nicht allzugern Tabak,
Doch gaben sie zu schnupfen
So manche Prise mir,
Aus Feigenholz ein Döschen
Biet' ihnen ich dafür.

Als Sie starb.

Es ist vorbei, mein Leben ist zerschnitten,
Die eine Hälfte ist gelöst von mir,
Erzürnter Gott! so fanden meine Bitten
Und Thränen keine Gnade mehr vor dir?
Der Tod hat mir ihr Leben abgestritten
Mein elend Leben trennte mich von ihr,
Und keine Hilfe war und kein Erbarmen,
Er riß mein Alles mir aus meinen Armen

Ja, Alles war sie mir auf dieser Erde,
Geliebte, Schwester, Freundin, Pflegerin,
Damit kein Uebel mich zu stark gefährde,
War sie der größern Hälfte Trägerin.
Und was mein Herz, mein Blick auch nur begehrte,
Das war durch sie mein täglicher Gewinn,
Und diese Einz'ge mußt' ich sterben sehen! —
Darf denn der Tod auch Engel niedermähen?

Wenn dir dein Haus vernichtet ward durch Flammen,
So bist du arm; doch liegt es noch im Lauf,
Der Möglichkeit, nimmst du die Kraft zusammen,
Du baueſt dir ein neues, schön'res auf,
Nimmt Gott die Liebsten, welche dir entstammen,
Zu sich, mit Thränen blickst du dann hinauf,
Doch bleibt dir jene noch, die sie geboren,
Doch ich hab' nichts mehr, Alles ist verloren.

Ja ich, ich bin der Aermste von den Armen,
Steh' in der weiten Welt nun ganz allein,
Mein Glauben, Hoffen, Lieben und Erbarmen,
Liegt alles unter einem kalten Stein.
Mein Herz, es kann an keinem mehr erwarmen,
Ich gab es ihr, man grub es mit ihr ein,
Ich bin ein Körper nun mehr ohne Herzen,
Der sich nur lebend fühlt durch seine Schmerzen.

Mag nicht mehr seh'n der Sonne feurig Prangen,
Möcht' lieber ruh'n bei ihr in ew'ger Nacht,
Mich ekeln an die frischen Rosenwangen,
Denn ihre hat der Tod ja blaß gemacht,
Mich faßt es an, als ob mit glüh'nden Zangen
Man mich verwundete, wenn Jemand lacht,

Denn Andrer Freuden bringen mir nur Leiden,
Und meine Leiden sind nur meine Freuden.

Sie sagen zwar: „ich soll ihr Glück ihr gönnen,
Sie sei nun aller Erdenbürden los,"
Ich kann mein Glück nicht von dem ihren trennen,
Und wüßte sie, mein Unglück sei so groß,
Gewiß, sie wollte selbst ein Glück nicht kennen,
Das ohne mich der Himmel ihr erschloß,
Ich hörte nie sie über Bürden klagen,
Die sie mit mir vereinet hier getragen.

Dann meinen sie: ich werde schon gesunden,
Heilsame Kräfte schlummern in der Zeit;
Nein, sag' ich, nein, es gibt so tiefe Wunden,
Die nie vernarben, nicht in Ewigkeit,
Und hat ein dünnes Häutlein sich gefunden,
Das von der äußern Wirkung sie befreit,
So fressen desto tiefer sie nach innen,
Und nimmer ist Genesung zu gewinnen.

D'rum keinen Trost, ihr lieben guten Leute,
Nicht fass' ich, was ein Freund theilnehmend spricht,
Ihr gebt mich nur noch mehr dem Schmerz zur Beute,
Der dann hervor noch fürchterlicher bricht.
Ehrt, wenn ich düster Euch entgegen schreite,
Ehrt meinen Gram und stört darin mich nicht,
Und wollt ihr mich nicht unbegrüßet lassen,
So mögt ihr meine Hand, sie drückend, fassen.

Solch einen Druck will ich mir selber deuten,
Er saget mir: Dein Schmerz ist mir bewußt!
Er drückt mir aus all' die Vortrefflichkeiten
Die ich besaß, und mißt mir den Verlust,

Er wünschet mir, Gott wolle mich geleiten,
Hin, wo ich wieder ruh' an ihrer Brust;
Ihr Freunde, solch ein Druck ist hier am Orte,
Doch keine Worte, — ach! — nur keine Worte!

So will ich still die Pilgerfahrt vollenden,
Bis mir die Stunde der Erlösung schlägt,
Will meine letzte Kraft noch Jenen spenden,
Die sie im Tode mir an's Herz gelegt;
Dann mag mir Gott den Todesengel senden,
Der aus dem Thal der Qual zu ihr mich trägt,
Dann werd' ich endlich ausgelitten haben,
Mein Grab ist neben ihrem schon gegraben.

Der Blinde und sein Sohn.

Poetische Erzählung.

Gekämpfet war der Kampf für Lieb' und Treue,
Befreit Tirol vom fremden, schweren Joch,
Der alte Herrscher kehrt zurück auf's Neue
Und durch die Berge schallt ein Lebehoch;
Und die erst mit dem Schwerte männlich stritten,
Sie kehren nun zurück zu ihren Hütten.

So auch Hans Frey, dem zwar kein sorglos Leben
An seinem armen Herde sorglos lacht,
Doch hat ihm Gott ein braves Weib gegeben,
Und eine Hütte, gut mit Stroh bedacht,
Und auch ein Söhnlein, während jenem Kriege
Geboren, noch geschaukelt in der Wiege.

Mit Muth und Freude kehrt er zu dem Herde
Der hochgeliebten Seinen nun zurück.
Er spart nicht Fleiß, er achtet nicht Beschwerde,
Zu gründen ihnen ein bescheid'nes Glück.
Er mühet sich am Abend und am Morgen,
Zu schützen sie vor bittern Nahrungssorgen.

Doch auch den Guten läßt der Himmel dulden,
Zu läutern seine Tugend durch das Leid.
Ein Mißwachs kommt, Hans Frey geräth in Schulden;
Es stirbt sein Vieh; selbst seinem Weibe dräut
Ein böses Fieber bald den Tod zu geben,
Und in zwei Monden endet sie ihr Leben.

Er kniet' mit seinem Sohn auf ihrem Grabe,
Und seine heißen Thränen rollen d'rauf;
Sonst hat er Nichts, 's ist seine einz'ge Habe,
Er betet laut, dann aber steht er auf,
Und kehrt zur Hütte, seinem Gott ergeben;
Er muß ja für sein armes Kind noch leben.

Doch noch nicht ist gefüllt des Leidens Becher,
Nicht lange kann er sorgen für sein Kind,
Sein Augenlicht wird täglich matter, schwächer,
In einem Jahr schon ist der Arme blind,
Und sein fünfjähriger, hilfloser Knabe
Führt den hilflosern Vater an dem Stabe.

So sitzen Beide draußen am Gehege
Des Dorfs, der Knabe und der blinde Mann,
Sie sitzen bettelnd an dem offnen Wege
Und sprechen dort um milde Gabe an,
Und Wenige verweigernd weiter schritten,
Das kleine Kind kann gar so kläglich bitten.

Und wenn der Abend kommt, so führet wieder
Der Sohn das blinde Väterchen nach Haus;
Er geht vor ihm, sieht emsig vor sich nieder
Und räumt ihm jeden Stein vom Wege aus,
Er drücket ihm die Hand bei jeder Grube,
Und bringt ihn glücklich in die kleine Stube.

Dort will der Alte ihn dazu bewegen,
Zu spielen drauß' im Grünen vor der Thür.
Er aber spricht: „Es kommt wohl bald ein Regen,
Viel lieber bleib' ich Väterchen bei dir.
Willst du mir was erzählen, ist mir's lieber,
Und kürzer wird auch dir die Zeit darüber."

Und solche Augenblicke nützt der Alte,
Zu lehren Das ihn, was er selber weiß:
Daß Gottes Allmacht über Menschen walte,
Und daß die Welt entstand auf sein Geheiß,
Daß er das Laster strafe, Tugend lohne,
Und über jenen Bergen schützend throne.

Und also sind drei Jahre hingeflossen,
Der Knabe legt das achte Jahr zurück,
Er bettelt und er liebet unverdrossen,
Dem Vater aber machet sein Geschick
Viel Kummer und die Zukunft von dem Kinde
Bedenket und beweinet oft der Blinde.

Und eines Tages, als er eben wieder
Die Hände betend über ihn erhebt,
Den Segen für die Zukunft fleht hernieder,
Die dunkel über seinem Haupte schwebt,
Und selbst sich anklagt, daß er Ursach' wäre,
Daß er nicht suchen könne Glück und Ehre;

Da läßt sich plötzlich hinter ihm vernehmen
Bekannter Ton. Er sprach: Nicht soll dich mehr
Die Zukunft deines Kindes länger grämen,
Willst Du nur thun, was ich von dir begehr'.
Du kennst mich doch, hast oft mir Holz gefahren,
Ich bin der Herr des Gutes Waldemaren.

Gewogen bin ich deinem herz'gen Kleinen,
Ich hab' kein Kind, tritt mir das deine ab,
Erziehen will den Knaben ich wie meinen,
Durch Unterricht ihm auch des Wissens Stab
Verleih'n, und wenn ich einstens geh' zu Grabe,
So laff' ich ihm die Hälfte meiner Habe.

Der alte Blinde hört's, er wankt, er zittert,
Er schreit: Mein theurer Sohn! und fester noch
Drückt er ihn an sein Herz, bewegt, erschüttert.
Er kann sich trennen nicht von ihm; — und doch
Er muß vergessen seine eigne Lage,
Denn seinem Lieben winken bess're Tage.

So nimm ihn hin! versetzt er mit Erblassen
Und weis't den Knaben an den fremden Mann.
Der aber schreit: Dich kann ich nicht verlassen,
Und klammert sich noch fester an ihn an.
Um Kampf und Schmerz und Abschied schnell zu enden,
Löf't ihn der Vater los mit eignen Händen.

Der Fremde nimmt ihn, eilt mit ihm zum Wagen,
Der Sohn schreit: Vater! Vater! kläglich fort,
Doch wie sie ihn jetzt weiter — weiter tragen,
Wird schwächer stets der Ton und auch das Wort,
Und endlich gar verhallt's, und ganz alleine
Der Blinde mit dem Schmerz sitzt auf dem Steine.

Wer wird ihn führen nun, den armen Blinden?
Er tappt sich aus dem Dorf hinaus allein,
Und suchet dort das Plätzchen aufzufinden;
Wo er gesessen mit dem Sohne sein,
Hier überläßt er ganz sich dem Gefühle:
Ihm ist, als ob der Knabe um ihn spiele.

So schlich ein Jahr ihm schmerzenvoll vorüber;
Und als der holde Frühling wieder kam,
Da schleppt' er mühsam sich zum Gut' hinüber,
Das der besitzt, der seinen Knaben nahm,
Doch ach, der war schon an des Ew'gen Throne,
Und Niemand wußte was von seinem Sohne.

Trostlos, verzweifelnd kehrt der Blinde wieder
Zu seinem Stein zurück in Sturm und Wind.
Hier sinkt er nun von Gram gebeuget nieder,
Hier will er warten auf sein liebes Kind,
Und kehrt's nie wieder, hier ihn aufzusuchen,
So will er sterben unter diesen Buchen. —

Wir wenden uns zum Sohn: In solchem Alter
Weicht bald der Schmerz und die Zerstreuung siegt.
In eine Anstalt gibt ihn sein Erhalter,
Wo er sich gern in's Joch des Lernens schmiegt,
Mit Eifer lernt er und der Fleiß des Jungen
Hat bald zum ersten Platz ihn aufgeschwungen.

Und wenn sein Pflegevater Lob ihm saget,
Und für sein Wohlverhalten ihn beschenkt,
Er oft wohl um den blinden Vater fraget,
An den er noch voll Kindesliebe denkt;
Doch dieser sagt: Nichts wiss' er vom Entfernten,
Das, was er sä'te, will er selber erndten.

Da wurde plötzlich am Johannistage
Der reiche Mann getroffen von dem Blitz.
Kein Teſtament war da: in ſolcher Lage
Nahm von der Hab' ein ferner Freund Beſitz.
Der arme Angenommene ward verſtoßen,
Und ihm nicht mehr gereicht, was er genoſſen.

Verlaſſen ſtand er nun mit ſechszehn Jahren,
Doch dankt er ſeinem Gönner noch im Grab,
Und muthig ging er zu den Kriegerſchaaren,
Die nach der Grenze man geſandt hinab,
Weil's mit dem Nachbarland zum Krieg gekommen,
Und gerne ward dabei er aufgenommen.

Im Herzen Muth und Gott vor ſeinen Blicken,
Sucht' er die Ehre in der dicht'ſten Schlacht,
Das Schickſal läßt ihm Alles freundlich glücken,
Und bald hat er bemerkbar ſich gemacht,
Mit zwanzig Jahren iſt er Hauptmann worden,
Und trägt auf ſeiner Bruſt den Ehrenorden.

Zu End' iſt nun der Krieg, zum Vaterlande
Kehrt wieder jetzt das ruhmbekrönte Heer,
Und Allen winken dort ſo ſüße Bande;
Nur er hat Niemand, kennt das Dorf nicht mehr,
In dem er einſt zum Licht der Welt geboren,
Den Namen ſelbſt davon hat er verloren.

Des Vaters Bildniß zwar ihn noch umſchwebet,
Noch wußt' er auch, daß er ihn blind verließ,
Doch wer verkündet ihm, ob er noch lebet,
Da er ſich nicht beſann mehr, wie er hieß;
Denn da er zu dem reichen Mann gekommen,
Hatt' er auch deſſen Namen angenommen.

So zieht er traurig weiter. — Ihm entschwinden
Die Tage langsam in Melancholei,
Und trifft auf seinem Weg er einen Blinden
So hält er an und fragt ihn, wer er sei;
Sein Vater ist es nicht! — es spielt ja heiter
Ein Sohn um ihn — und weinend zieht er weiter.

Sein General, auch in Tirol geboren,
Läd't dort den braven Hauptmann auf sein Schloß.
Dort sieht er dessen Tochter und verloren
Ist schnell sein Herz bei Reizen allzugroß,
Das Mädchen auch erwiedert diese Triebe:
Ihr Aug' verräth, ihr Mund gesteht die Liebe.

Doch er, der nicht besitzet ird'schen Segen,
Der nichts kann bieten als sein Ehrenkleid,
Sein redlich Herz und seinen wackern Degen,
Den er mit Ruhm geführt in jedem Streit,
Wie soll er hoffen von dem stolzen Alten,
Der Ahnen zählt, die Tochter zu erhalten?

Bedenkend dies geht er mit trübem Blicke
Einst in der Gegend um das Schloß umher,
Den Kopf gesenkt und grollend dem Geschicke,
Stets weiter, immer weiter, seufzend schwer,
Und endlich weckt ein Ton ihn klagend leise:
„Habt Mitleid, Herr, mit einem blinden Greise!"

Er blicket auf und steht in einem Thale,
Das ihm erscheint, als ob er's schon geseh'n;
Es saugt sein Blick mit einem gier'gen Strahle
Die Gegenstände ein, die um ihn steh'n.
Die Hügel — ja — den Fußsteig — diese Felder
Schon sah er sie, die Berge auch und Wälder.

Er zittert, seine Augen füllen Thränen.
Der arme, blinde Greis, der vor ihm steht,
Wenn er — ach! ein unnennbar süßes Sehnen
Zieht ihn zu ihm, der vor ihm sitzt und fleht.
Mit freud'gem, doch zugleich mit bangem Tone
Fragt er ihn, wer er sei und wo er wohne.

Der Greis versetzt: O Herr, schon seit zwölf Jahren
Sitz' ich hier wartend auf den theuern Sohn.
Und dieser schreit: Gott Dank und seinen Schaaren!
Und liegt zu Füßen jetzt dem Blinden schon:
Ach Vater! theurer Vater, sieh ihn wieder,
Und beuge segnend dich auf ihn hernieder!

Der Greis — aussprechen nicht, nur lallen kann er
Den süßen Namen „Sohn!" er zweifelt noch,
Doch ein erhab'nes Maal am Arm, das dann er
Befühlt, es überzeugt ihn endlich doch,
Und jetzt — doch nein, das unnennbar' Entzücken
Ist keiner Feder möglich auszudrücken.

Und nun könnt Ihr den Sohn auf's Neue sehen,
Den braven Sohn, den Orden auf der Brust,
Den Vater führen. wie es einst geschehen,
Hinauf auf's Schloß mit unverhohl'ner Lust;
Und vor den General tritt mit dem Blinden
Der Hauptmann, um sein Glück ihm zu verkünden.

Der alte Krieger, stolz, doch jeder Regung
Der Menschlichkeit empfänglich, hört ihn an,
Und seines Herzens innerste Bewegung
Gewinnt den Sieg jetzt über seinen Wahn;
Der lieben Tochter flehendem Blick begegnend,
Vereint er Beider Hände, schnell sie segnend.

Der Blinde bleibt beim Sohn, er führt ihn wieder,
Wie einst er that, da er noch Knabe war;
Der Himmel strömte Segen auf ihn nieder,
Er selbst ward Vater einer frohen Schaar!
Das Kind, das seinen Vater ehrt auf Erden,
Muß hier und dort beglückt uud selig werden.

Der naive Arzt.

Der Kranke.

Ach, lieber Arzt! wie machen Sie es doch,
Daß Sie in diesem hohen Alter noch
So kerngesund und fröhlich sind?

Der Arzt.

Das ist ganz leicht, mein liebes Kind!
Ich schreibe Andern Arzenei'n,
Doch nehm' ich sie nie selber ein.

Der glückliche Unglückliche.

M.

Bei Gott! Du mußt recht glücklich sein,
Hast altes Geld und alten Wein.

N.

Um dieses Alles zu bekommen,
Hab' ich ein altes Weib genommen.

Auf eine schöne aber schlechte Sängerin.

Das Mädchen ist nur zum Zerstören geboren,
Sie zerreißt den Männern das Herz und die Ohren.

Der weibliche Titus.

Ihr Thoren schimpft voll Bitterkeit
Auf Hannchens Unbeständigkeit. —
Bedenket doch: die gute Seele
Nahm sich den Titus zum Modelle;
Es wird von ihr kein Tag vollbracht,
Wo sie nicht Einen glücklich macht.

Die Weiber von ehedem und die Weiber von heute.

Ein Weib ist jetzt bei Weiten
Mehr werth, als einst vor Zeiten
Wohl fünfzig oder hundert.
Wenn dieser Satz euch wundert,
So will ich ihn beweisen:

Es hatte Salomon
Einst hundert Weiber schon,
Und alle Bücher preisen
Ihn doch als einen Weisen; —
Jetzt wird es einem Weib gelingen,
Den Mann um den Verstand zu bringen.

Orden-Vertheilung.

Ihr sprecht noch immer von Gerechtigkeit,
Glaubt immer noch, sie throne hier auf Erden? —
Ach seht doch, wie zu unsrer bösen Zeit
So Viele ohne Schuld gekreuzigt werden. —

Mitgefühl.

A.

Ach, Freund! bestohlen hat man mich —

B.

Aus Herzensgrund bedaur' ich dich.

A.

All' die Gedichte, die ich schrieb —

B.

Wenn Das ist, dauert mich der Dieb.

Grabschrift auf einen kleinen Dieb.

Die Asch' eines Diebes liegt hier in dem Krug,
Ihn ließ der Senat seines Städtchens verbrennen;
Der Mensch hatte noch nicht gestohlen genug,
Um seine Unschuld beweisen zu können.

Schutz vor dem stürmenden Schicksale.

A.

Um vor des Schicksals Schlägen mich zu schirmen,
Die nun mit aller Stärke auf mich stürmen,
Hüll' ich mich tief in meine Tugend ein.

B.

Das heißt doch gar zu leicht gekleidet sein!

Liebe.

Uns unterjocht der Liebe Macht,
Noch eh' wir an Vertheidigung gedacht,
Und ihre ganze Kraft läßt sie uns sehen,
Wenn keine mehr uns bleibt, zu widerstehen.

Die drei höchsten Momente der Liebe.

1. Das erste Erblicken der Geliebten.

Der Jüngling will ganz kalt durch's Leben gehen,
Und nun auf einmal steht sie vor ihm da,
Die er im Traum schon öfters in sich sah,
Doch außer sich und wachend nie gesehen;

Er starrt und staunt, die Engel sind ihm nah.
Nun fängt er an, sich selber zu verstehen,
Er weiß, wohin sich seine Wünsche drehen,
Er fühlt es, daß ein Wunder jetzt geschah.

Entgegen strömt ihr seines Blutes Welle,
Ihm ist, als müßt' er nichts mehr thun als schauen,
In ihre Augen ewig sich versenken.

„Sie ist's!" dies strahlt aus seiner Augen Helle,
„Sie ist's!" so hallt's ihm zu aus allen Auen,
„Sie ist's!" nur dies — nichts weiter kann er denken.

2. Das Geständniß.

Es löst in Worten auf sich das Gefühl,
Das Flammenmeer, im Innersten verschlossen,
In einem Strome hat es sich ergossen,
Im Busen wird ihm nun so wohl und kühl.

Ich liebe Dich! dies Wort ist süß entflossen
Den Lippen; sprach er gleich der Worte viel,
Dies einzige war aller andern Ziel.
Er wiederholt's! sie hört's stets unverdrossen.

Das Siegel seiner Wünsche ist erbrochen,
Das Herz ist auf die Zunge ihm getreten.
Wohl ihm! sie weiß zu deuten nun sein Pochen,

Die wetterschwang're Wolke ist entladen,
Es traf der Blitz, doch traf er ohne Schaden,
Die Sonne strahlt, er darf zu ihr nun beten.

3. Der erste Kuß.

Es führte von Korallen eine Brücke
Zur Seligkeit des Himmes ihn hinan,
Auf sammt'ne Kissen leitet seine Bahn,
Damit er ja das Herz nicht wund sich drücke.

Mit Perlen ist besetzt der Purpurkahn,
Der ihn vorbeischifft an dem Riff der Tücke,
Der Freibrief zu dem höchsten Erdenglücke,
Jetzt legt er ihm ein rothes Siegel an.

O himmlisch Bild! wenn gleichgestimmte Seelen
Im süßen Hauche in einander fließen,
Und sich in einem Flammendruck vermählen.

Zumalen dies ist keiner Sprache eigen,
Der Mensch kann hier empfinden nur und schweigen,
D'rum wollen sie der Rede Thore schließen.

Von Castelli's literarischen Leistungen auf dem Gebiete der Prosa geben wir eine kleine Erzählung scherzhaften Inhalts, „die Heirath durch Häringe," und eine ernsten Genre's, „die rothe Rose." Beide folgen hier.

Die Heirath durch Häringe.

Wahre Anekdote.

Es war am 20. Jänner 1795. Die Franzosen zogen in Amsterdam ein, die Gewehre waren auf den Plätzen noch in Pyramiden gestellt, und die Soldaten um ihre Waffen gruppirt, erwarteten die Anweisungen ihrer Quartiere.

Ungeachtet der Strenge der Jahreszeit waren die Einwohner der Stadt doch aus ihren Häusern getreten um die Truppen zu sehen, und Lichter brannten an allen Fenstern. Doch erhob sich nicht weit vom Thore hart an der Admiralität ein kleines Haus, dessen düsteres Aeußere mit jenem der Nachbargebäude selsam kontrastirte. Ein schmaler aber gut verwahrter, und von der Gassenseite durch eine Mauer geschlossener Hof, befand sich vor dem eigentlichen Wohngebäude. Es war das Haus des Kaufmanns Woerden.

Woerden war ein bekannter und geachteter holländischer Kaufmann, ausschließlich mit seinen Handelsangelegenheiten beschäftigt, hatte er keinen Antheil an den politischen Ereignissen seines Landes genommen, andern Theils war er ein zu genauer und sparsamer Mann, als daß er den Luxus einer Beleuchtung seiner Fenster hätte mitmachen wollen.

Auf einem Tische, der neben ihm stand, befand sich eine glänzende Lampe von Kupfer, ein großer Krug Bier und eine weiß thonerne Tabakpfeife, welche noch nicht gebraucht zu sein schien. Beim Kamine saß auf einem Schemmel eine alte Magd, deren Körperfülle und Kleidung die flammändische Abkunft verriethen, und die sich unter ehrfurchtsvollem Stillschweigen damit beschäftigte, die kleinen Kohlen, welche auf den Stubenboden herausgefallen waren, mit der Zange aufzulesen, und wieder in den Kamin zurück zu werfen.

Plötzlich ertönte der Schall einer Glocke, und die Magd stand auf. „Wer kann zu dieser Stunde noch läuten?“ sagte der Kaufmann. „Geh und sieh zu.“ Die Magd ging, und einige Augenblicke nachher trat ein großer junger Mann in das Zimmer, er warf seinen Mantel auf einen Stuhl, und trat zu dem Alten.

„Guten Abend, Vater!“ sprach er ihn an.

„Wie, du bist's Wilhelm? Ich erwartete dich nicht so bald.“

„Ich verließ Broek schon diesen Morgen, allein die Straßen sind so voll Truppen, daß wir den ganzen Tag auf der Reise zubrachten.“

„Hast du van Elburg gesehen?“

Der Jüngling trank ein Glas Bier und setzte sich dann neben seinem Vater zum Kamine. „Ja, Vater, gesehen und gesprochen. Van Elburg verweigert mir

die Hand seiner Tochter nicht, aber er beharrt darauf, ihr nicht mehr als 4000 Dukaten Heirathsgut mitgeben zu wollen."

„So?" sagte Woerden, indem er seine buschigen weißen Braunen zusammenzog, „dann mag er seine Tochter und sein Heirathgut behalten."

„Ach, mein Vater!"

„Schweige, Wilhelm! In deinem Alter opfert man der Liebe Alles und fragt nicht nach Geld, aber die Liebe vergeht und das Geld bleibt."

„Aber bedenken Sie lieber Vater, van Elburg ist einer der reichsten Kaufherren Hollands, und was er während seiner Lebenszeit nicht geben will, muß er ja doch nach seinem Tode zurück lassen."

„Nun, — Mordelement!" antwortete Woerden, indem er seine Fischotterkappe auf den Tisch warf, „bin ich nicht auch reich?"

„Ja wohl, aber eben deswegen —"

„Höre mich, mein Sohn! Du wirst mir bald in meinem Geschäfte nachfolgen, rufe dir dann oft zwei Grundsätze in's Gedächtniß zurück. Ein Kaufmann muß nie mehr geben, als er empfängt, und nie Geschäfte zum Profit Anderer machen. Mit diesen Grundsätzen wirst du dein Glück im Handel machen und auch im Ehestande."

„Aber —"

„Kein Wort mehr. — Ueber diesen Gegenstand ist nichts mehr zu sprechen."

Wilhelm kannte die Festigkeit seines Vaters zu gut, um länger dagegen zu sprechen, indessen vermochte er es doch nicht, seine üble Laune zu verbergen. Der Alte nahm aber darauf keinen Bedacht, stopfte ganz ruhig seine Pfeife, und zündete sie an.

Da ließ sich die Hausthorglocke zum zweiten Male vernehmen, gleich darauf hörte man ein Pferd in den Hof traben und die Haushunde fingen zu bellen an.

„Ach," sagte Woerden, „das muß ein Fremder sein, den meine Hunde noch nicht kennen. Geh Wilhelm, und sieh zum Fenster hinaus.

Wilhelm that, wie ihm befohlen und sagte: „Vater, es ist ein Offizier der Miliz."

„Ein Offizier der Miliz? Was will man von mir?" In diesem Augenblicke trat die Magd ein und reichte Herrn Woerden einen großen Brief, der kaum das Siegel beschauend, ausrief: „Provisorisches Gouvernement!" und sein Gesicht verfinsterte sich, er riß den Ueberschlag heftig auf, entfaltete das Schreiben und las. Wilhelm folgte ängstlich mit den Augen allen Bewegungen seines Vaters, allein er beruhigte sich gleich wieder, denn das Antlitz des Alten hatte schnell die vorige Heiterkeit angenommen, und er sagte zum Offizier:

„Es ist gut, ich übernehme das Geschäft," er gab das Schreiben seinem Sohne, und dieser las, daß es sich um die Lieferung von 400,000 Stücken Häringen an das Gouvernement binnen einem Monate handle.

„Wilhelm," rief plötzlich der Alte! „Wilhelm, da kommt mir ein guter Gedanke. Du sollst die Tochter van Elburg's mit einer reichen Mitgift heirathen."

„Wie das, mein Vater?"

„Laß nur mich machen. Laß Morgen mit Tagesanbruch zwei Pferde satteln und halte dich bereit, mir zu folgen."

„O mit Freuden — Vater, lieber Vater, mein Dank."

„Schon gut, schon gut."

Am andern Morgen fand die aufgehende Sonne die beiden Reisenden schon auf der Straße von Amsterdam nach Broek, wo sie Mittags anlangten. Sie begaben sich alsbald zu van Elburg, der ihnen entgegen rief: „Ei! schön willkommen, Meister Woerden. Sie haben wohl vor den Franzosen die Flucht ergriffen?"

„Es handelt sich nicht darum, Meister van Elburg, Sie wissen wohl, ich bekümmere mich nicht um die Politik. Prinz von Oranien, oder Franzosen, mir einerlei. Ich komme, werther Herr, um Ihnen ein gutes Geschäft anzubieten."

„Erklären Sie sich, ich bin bereit.“

„Ich habe binnen einem Monate eine Lieferung von 400,000 Häringen zu machen, können Sie mir diese binnen drei Wochen verschaffen?

„Zu welchem Preise?“

„Zu zehn Gulden das Tausend.“

„Zehn Gulden? — Hm! hm! — Ja, das könnte geschehen.“

„Nun wohl. So schlagen Sie ein und somit wäre der Handel abgemacht. Jetzt lassen Sie uns zu Tische gehen, denn ich bin sehr hungerig. Während des Essens wollen wir dann noch von einem zweiten Geschäfte sprechen.“

Wirklich lenkte Woerden während des Mahles das Gespräch auf die Heirath seines Sohnes mit van Elburg's Tochter, und zog ihn wegen des unbedeutenden Heirathsgutes auf. Allein van Elburg erklärte fest, daß er es auch nicht um einen Gulden vergrößern wolle. Endlich gab Woerden nach, und der Vermählungstag wurde festgesetzt.

Am folgenden Morgen begaben sich Woerden und sein Sohn auf den Rückweg. Kaum hatten sie Broek verlassen, als der Jüngling die Frage wagte:

„Vater! Sie haben also Ihren Entschluß geändert?“

„Wie so?“

„Nun, Sie haben ja das geringe Heirathsgut van Elburg's acceptirt."

„Wilhelm! Was denkst du von mir? Laß mich gewähren und frage nicht; denn du erfährst nichts. Das Geschäft ist wichtig, zehn Gulden das Tausend Häringe ist theuer, 40,000 Gulden sind eine bedeutende Summe, ich muß jetzt meine fünf Sinne beisammen behalten."

Als der Vermählungstag ankam, eilten Woerden und sein Sohn nach Broek. Eine große Anzahl Verwandte und Bekannte waren im Saale versammelt. Der Hausherr trat den Angekommenen entgegen, aber sein Gesicht war so blaß und bekümmert, daß Wilhelm besorgte, er habe ihnen etwas Schlimmes zu verkünden. Woerden aber theilte diese Besorgnisse seines Sohnes nicht; denn der pfiffige Alte wußte nur zu gut, welchem Umstande diese Bekümmerniß zuzuschreiben sei.

„Meister van Elburg," sprach er mit einem Lächeln, „was haben Sie denn? Sie sind ja ganz verändert!"

„Ach werther Herr und Freund, ich bin in fürchterlicher Verlegenheit, ich muß sogleich mit Ihnen sprechen."

„Was ist's denn? Wäre Ihnen die Heirath vielleicht nicht mehr genehm? Sie dürfen es nur sagen, Herr Bruder, und können sich noch zurück ziehen."

„O nein, nein! das ist es nicht."

„Wenn das nicht ist, so gehen wir vorerst zur Trauung, denn ich weiche nicht von meiner Ordnung ab. Ich bin gekommen, um der Vermählung meines Sohnes beizuwohnen, das sei das Erste, dann steh ich zu allem Uebrigen zu Diensten."

Man begab sich in die Kirche, und in einer halben Stunde nachher waren die jungen Leute vereinigt. Kaum waren sie zu Hause angekommen, so nöthigte van Elburg, Woerden in sein Kabinet. „Herr Bruder!" sprach er, nachdem er die Thür sorgsam abgeschlossen hatte, „ich muß Ihnen, meinem Versprechen gemäß, 400,000 Häringe binnen vierzehn Tagen liefern, und ich konnte mir auch noch nicht einen Einzigen verschaffen, sie sind Alle verkauft.

„Das glaub ich gerne," antwortete Woerden in ein lautes Lachen ausplatzend, „ich habe sie ja selbst alle gekauft."

Elburg stand erstaunt. „Wie soll ich also mein Versprechen halten?" fragte er dann schüchtern.

„Muß gehalten werden," erwiederte Woerden. „Hören Sie mich, Sie werden einst Ihrer Tochter ein großes Vermögen hinterlassen, ich weiß es, allein auch ich werde meinem Sohne nicht weniger hinterlassen. In dieser Hinsicht gleicht sich also Alles aus. Aber was die Gegenwart betrifft, da ist es anders. Ich trete mein Geschäft in Kurzem meinem Sohne ab, Sie

geben Ihrer Tochter nur 4000 Dukaten zur Mitgift. Das steht nun zu weit hinter Dem, was ich thue. Ich wollte aber deßwegen den Neigungen unserer Kinder nicht entgegen sein, und beschloß daher das Gleichgewicht herzustellen und Sie, verehrter Herr Bruder, zu zwingen, sich Ihrem Range und Ihrem Rufe gemäß zu benehmen."

Als Woerden so sprach, machte van Elburg immer größere Augen.

„Hören Sie also, was ich that," fuhr der Kaufmann von Amsterdam fort. „Sie haben sich verpflichtet, mir 400,000 Stück Häringe, das Tausend für zehn Gulden zu liefern, aber ich bin bereits in Besitz aller vorhandenen. Wollen Sie also Ihr Wort halten, welches einem Kaufmann heilig sein muß, so müssen Sie mir die Häringe abkaufen, um sie mir liefern zu können. Ich gebe Ihnen das Tausend für fünfzig Gulden. Sie haben mir also nur die Differenz von 16,000 Gulden zu bezahlen, und das ganze Geschäft ist abgethan."

Während dieser Auseinandersetzung hatte van Elburg sein kaltes Blut wieder gewonnen. „Was Ihr da vorschlagt, Meister Woerden," sagte er, „ist stark aber in der Ordnung. Ihr seid ein feiner Kaufmann, und ich muß in den sauren Apfel beißen.

Nun ging man wieder zum Vermählungsfeste zurück und Alles war froh und heiter.

Acht Tage nachher war van Elburg nach Amsterdam gefahren, um seine Tochter zu besuchen, die jetzt mit ihrem Manne daselbst lebte. Diesmal hatten die beiden Väter die Rollen gewechselt, jetzt war Woerden sehr bekümmert.

„Ach werther Herr Bruder," rief er dem eintretenden Elburg entgegen, „Sie sehen mich in Verzweiflung, die Fischer kommen mit meinen Häringen und ich fand nicht eine einzige Tonne auf dem Platze, um sie einzulegen. Die ganze Waare geht mir zu Grunde."

„Ja, lieber Herr Bruder," antwortete lachend van Elburg, „Sie haben alle Häringe mir vorgekauft, ich habe mit den Tonnen dasselbe gethan. Ich könnte sie Ihnen sehr theuer verkaufen, denn Sie müssen sie haben, allein da mir nur daran liegt, meiner Tochter nicht mehr zum Heirathsgut mitzugeben, als die einmal bestimmten 4000 Dukaten, so mögen Sie selbe um denselben Preis bekommen, den Sie von mir heraus zu pressen versucht haben. Ihr Herren habt viel Feinheit in Amsterdam, aber wir in Broek sind auch nicht auf den Kopf gefallen."

„Ja," antwortete Woerden mit süßsaurer Miene, „nachmachen ist leicht, aber erfinden — erfinden!" —

Die rothe Rose.

Gräuelgeschichte aus dem Vendeer-Kriege.

Derjenige, welcher am Abend des 15. Decembers 1793. sich von der kleinen Stadt Clisson nach dem Dorfe Saint-Crepin begeben, und auf der Bergeshöhe, an deren Fuße der Fluß Moine fließt, angehalten hätte, würde auf der andern Seite des Thales ein seltsames Schauspiel erblickt haben.

Zuerst würde er an dem Orte, wo sein Auge ein freundliches, unter Gebüsch verstecktes Dörfchen gesucht hätte, drei oder vier Rauchsäulen aufsteigen gesehen haben, welche, von ihrer Basis abweichend, sich in der Höhe wieder vereinigten, einen Augenblick, wie eine braune Kuppel, schweben blieben, und dann einem feuchten Ostwind weichend, mit den Wolken eines nebligen Himmels vermischt, fortrollten. Er würde weiter gesehen haben, wie dann die Basis dieser Säulen sich röthete, der Rauch wich, und Feuerzungen, an den Dächern von Häusern leckend, an dessen Stelle traten. Es würde ihm vorgekommen sein, als öffneten sich alle Fenster, um Feuer auszuspeien.

Von Zeit zu Zeit, wenn ein Dach oder eine Mauer einstürzte, würde er ein dumpfes Krachen vernommen und eine schneller aufflackernde Flamme erblickt haben,

und beim fürchterlichen Scheine der Feuersbrunst würde er Waffen blinken, und einen Kreis von Soldaten sich in der Weite ausdehnen gesehen und mit Grauen ausgerufen haben: Mein Gott, hier wärmt sich eine Armee mit einem Dorfe.

Wirklich hatte eine republikanische Brigade von 12 bis 1500 Mann das Dorf Saint-Crepin verlassen gefunden und angezündet. Es war keine Grausamkeit, es war eine Kriegsoperation, wie eine andere, und die Folge wird beweisen, daß es die einzige war, welche zum Ziele führte.

Indessen war eine einsame Hütte von der Brunst verschont geblieben, es schien sogar, als habe man alle nöthige Vorsicht getroffen, damit sie die Flamme nicht ergreife. Zwei Schildwachen standen an der Thür, und jeden Augenblick sprengten Adjutanten und Ordonnanzoffiziere her und hin, um Ordres zu holen und fortzutragen.

Derjenige, welcher diese Ordres gab, war ein junger Mann von 20 bis 22 Jahren, mit langen blonden Haaren, auf der Stirne gescheitelt, welche lockig auf beiden Seiten über seine blassen, magern Wangen herabhingen, sein ganzes Gesicht trug jene unheimliche Traurigkeit, welche nicht selten bei denjenigen sichtbar wird, welche in früher Jugend sterben. Der blaue Mantel, in den er gehüllt war, hielt nicht so fest zu-

sammen, daß man nicht die Zeichen seines Ranges, zwei General-Epaulettes, darunter hätte bemerken können, nur waren diese Epaulettes von Wolle, denn die republikanischen Offiziere hatten der Republik ein Geschenk mit allem Golde, welches sonst ihre Uniform zierte, gemacht. Er stand über einen Tisch gebeugt, auf welchem eine geographische Karte lag, und zeichnete mit Bleistift, bei dem Scheine einer Lampe, welche vor der Helle von außen erblaßte, die Route, welcher seine Soldaten folgen sollten.

Es war der General Marceau, welcher drei Jahre später bei Altenkirchen den Tod fand.

„Alexander!“ rief er, sich halb emporhebend, „Alexander! ewiger Schläfer, träumst du von St. Domingo, daß du gar nicht wach werden willst?“

„Wer da?“ rief der Angesprochene, indem er sich von seinem Lager emporhob, und dadurch mit dem Kopfe fast an die Decke der Hütte reichte. „Wer da? Kommt der Feind?“

„Nein, aber eine Ordre vom General Westermann ist gekommen.“ Und während Jener die Ordre las, betrachtete Marceau mit kindlicher Neugierde die muskulosen Formen des herkulischen Mulatten, der vor seinen Blicken stand.

Es war ein Mann von 20 Jahren, mit kurzen, gekrausten Haaren und brauner Gesichtsfarbe, blasser,

erhabener Stirne und blendend weißen Zähnen, dessen fast übernatürliche Kraft in der ganzen Armee bekannt war, welche ihn in einer Schlacht einen Helm mittendurch spalten, und bei einer Parade ein stützliges Pferd zwischen seinen Beinen ersticken sah. Es war der General Alexander Dumas, der Vater des jetzt in Frankreich berühmten Schriftstellers.

„Wer hat diese Ordre überbracht?“ fragte dieser.

„Der Volksrepräsentant Delmar.“

„Gut. Und wo soll der Versammlungsort dieser armen Teufel sein?“

„In einem Gehölze, eine Meile von hier — sieh nur da die Karte an — hier.“

„Ja, aber auf der Karte sind die Holzwege, die Berge, die abgehauenen Bäume, die tausend kleinen Pfade nicht angezeigt, auf denen man sich am hellen Tage verirren kann. Verdammtes Land, wo Einem immer friert.“

„Sieh einmal,“ antwortete Marceau, indem er die Thüre mit dem Fuße aufstieß und auf das brennende Dorf zeigte, „da ist Feuer, wenn du dich wärmen willst. — He da! Citoyens! was gibt's?“ Diese letzte Frage war an eine Gruppe von Soldaten gerichtet, welche, da sie Lebensmittel suchten, in einer Scheuer, welche an die Hütte stieß, worin sich die beiden Generale befanden, einen Bauer gefunden hatten, welcher so sehr

betrunken schien, daß es wahrscheinlich war, er habe den übrigen Bewohnern des Dörfchens, als sie flohen, nicht folgen können.

Der Leser stelle sich einen Bauer mit einem großen Hute, langen Haaren, einer grauen Weste und einem äußerst stupiden Gesichte vor, der zwar einem Menschen ähnlich sah, aber noch einen Grad unter dem Thiere stand, denn es war klar, daß in diesem Augenblicke dieser Fleischmasse sogar der Instinkt mangelte. Marceau that einige Fragen an ihn, allein seine Volkssprache und der Wein machten seine Antwort unverständlich. Marceau wollte ihn den Soldaten zu einem Spielballe überlassen, allein Dumas gab Befehl, die Hütte zu räumen, und ihn dort als Gefangenen einzuschließen. Ein Soldat stieß ihn hinein, er taumelte an der Wand hin, fiel dann, gleich einem Sacke, der Länge nach nieder, und blieb bewegungslos liegen. Ein Wachposten wurde vor die Thür gestellt, und man traf nicht einmal die Vorsichtsmaßregel, das Fenster zu schließen.

„In einer Stunde können wir aufbrechen," sprach General Dumas zu Marceau, „wir haben einen Wegweiser."

„Welchen?"

„Diesen Menschen."

„Ich gebe es zu, wenn wir erst morgen fort wollen, für heute wird der Kerl schwerlich wach werden."

Dumas lächelte; „folge mir," antwortete er, und er führte Marceau in die Scheuer, in welcher der Bauer von den Soldaten gefunden worden war, die Wand derselben hatte Spalten, wodurch man Alles, was in der Hütte vorging, sehen konnte. „Da sieh hinein," sprach er, und Marceau stellte sich zu einer Spalte und beobachtete Folgendes. Er hatte anfangs Mühe, den Gefangenen zu sehen, welcher in den dunkelsten Winkel der Hütte gefallen war. Er lag noch unbeweglich an derselben Stelle. Marceau wendete sich nun zu seinem Gefährten um, allein dieser war verschwunden.

Als er die Blicke wieder durch die Spalte sandte, schien es ihm, als ob sich der Gefangene bewegte, er setzte sich dann auf, so, daß Marceau sein Gesicht beobachten konnte, gähnte wie ein Erwachender und blickte um sich. Als er sich allein sah, zuckte ein Blitz der Freude aus seinem Gesichte. Marceau betrachtete ihn nun aufmerksamer, sein Gesicht nahm den ersten Ausdruck wieder an, seine Augen schlossen sich wieder, er zog mit einer Bewegung den Tisch zu sich, auf welchem die Karte und die Ordre des General Westermann lag, so daß Alles unter einander fiel; die Schildwache öffnete bei diesem Geräusche die Thür und schaute hinein, was geschehe, da aber der Gefangene sich sogleich wieder unbeweglich stellte, murmelte sie in

den Bart: „Der Bursche hat vermuthlich geträumt,“ und schloß die Thür wieder zu.

Allein der Gefangene hatte diese Worte vernommen, ein höhnischer, drohender Blick fiel auf die Thür, dann faßte er hastig das Papier, welches die Ordre enthielt, und verbarg es in seiner Brust.

Marceau hielt seinen Athem zurück, seine rechte Hand drückte sich unwillkürlich an seinen Degen, auf seiner linken, welche er gegen die Wand stützte, ruhte die ganze Schwere seines Körpers, der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit suchte sich hierauf mit Hilfe seines Ellbogens und Knies, immer gebückt, gegen den Eingang der Hütte hin zu helfen, dann versuchte er es, auf die Fensterbrüstung zu klettern, dort angelangt, zog er eine Waffe aus seinem Busen, die er daselbst verborgen hatte, und stürzte sich dann, seinen Körper gleichsam über sich selbst schleudernd, aus der Hütte. Marceau that einen Schrei, er hatte weder Zeit, noch war er darauf vorgesehen gewesen, diese Flucht zu hindern. Ein anderer Schrei antwortete dem seinigen, es war ein Fluch. Der Vendeer, indem er aus dem Fenster fiel, fand sich Angesicht gegen Angesicht mit dem General Dumas; er wollte sein Messer gegen ihn gebrauchen, allein dieser hatte seine Faust kräftig ergriffen und die Waffe gegen ihn selbst gekehrt, so daß es nur noch eines Stoßes

bedurft hätte, und der Vendeer hätte sich selbst durchbohrt.

„Ich habe dir einen Wegweiser versprochen, Marceau, hier ist einer, und ein verschmitzter, will ich meinen. — Ich könnte dich an den nächsten Baum hängen lassen, Spitzbube!“ fuhr er, zu dem Bauer gewendet, fort, „aber es ist mir bequemer, dich leben zu lassen, Du hast unsere Unterredung gehört, aber du wirst nichts davon denjenigen hinterbringen, welche dich gesandt haben. — Bürger!“ hier wandte er sich an die Soldaten, welche diese sonderbare Scene herbeigeführt hatten, „zwei von euch nehmen jeder eine Hand dieses Menschen, und setzen sich mit ihm an die Spitze der Colonne, er soll unser Führer sein; wenn ihr bemerkt, daß er uns irre führt, oder wenn er auch nur Miene macht, zu entfliehen, so haut ihn nieder und werft ihn hinter eine Hecke.“

Dann gab er noch einige Ordres mit leiser Stimme, und die Linie von Soldaten, welche sich um den Aschenhaufen hin erstreckte, der einst ein Dorf hieß, kam im Bewegung. Die einzelnen Gruppen verlängerten sich, eine Rotte schloß sich an die andere an; eine schwarze Linie formirte sich, dehnte sich den ganzen Hohlweg entlang, welcher Saint-Crepin von Montfaucon scheidet, zwängte sich hinein, wie ein Rad in ein Geleise und als wenige Minuten nachher der Mond zwischen

zwei Wolken hervortrat, und sich an den Bajonetten brach, glaubte man im Schatten eine ungeheure schwarze Schlange mit einem eisernen Schilde kriechen zu sehen.

Es ist eine traurige Sache für eine Truppe, so ein Marsch bei Nacht. Der Kampf ist schön an einem schönen Tage, wenn der blaue Himmel auf das Getümmel herabsieht, wenn die Völker sich um den Kampfplatz, wie in einem Cirkus reihend, den Siegern Beifall zuklatschen, wenn der Rauch von tausend Kanonen ein Leichentuch über die Gefallenen bereitet, wenn Freund und Feind sehen, wie muthig, wie heldenmäßig ihr sterbet. — Aber die Nacht, die Nacht! — Nicht wissen, wie man euch angreift, und wie ihr euch vertheidigen sollt, fallen, ohne zu sehen, woher der Streich kommt, fühlen, daß die Andern über euch hintreten, ohne zu wissen, wer ihr seid. O! dann liegt man nicht da wie ein Fechter, man wälzt sich, die Hände ringend, beißt in die Erde, und wühlt sie mit seinen Nägeln auf. O das ist gräßlich!

Darum marschirte dieses Korps so schweigsam, weil es wußte, daß von beiden Seiten des Wegs sich hohe Steppen hinanzogen, ganze Felder von Gestrippe, und daß am Ende dieses Weges sie ein Gefecht erwarte, ein Gefecht in dunkler Nacht.

So ging der Marsch eine halbe Stunde lang vorwärts, von Zeit zu Zeit brach eine Strahl des

Mondes zwischen zwei Wolken und beleuchtete an der Spitze der Kolonne den Bauer, welcher ihr als Führer diente, aufmerksam auf jedes Geräusch, und genau bewacht von den beiden Soldaten, welche ihm zur Seite gingen. Manchmal rauschten die Blätter, die Tete der Kolonne hielt an, und mehre Stimmen riefen mit gespannten Hähnen: „Wer da!“ Keine Antwort erfolgte, und der Bauer sagt lächelnd: „Es wird ein aus seinem Lager aufgeschreckter Hase sein.“ Manchmal glaubten die briden Soldaten auch zu sehen, wie sich etwas vor ihnen in der Dunkelheit bewege, auch da hielten sie forschend an, und der Vendeer ließ sich vernehmen: „Das ist ja euer Schatten, kommt nur vorwärts.“ Plötzlich, als der Weg sich umbog, sahen sie vor sich zwei Männer, sie wollten rufen, aber in diesem Augenblicke fiel der eine Soldat, ohne mehr ein Wort ausstoßen zu können, der andre wankte und konnte nur mehr rufen: „Zu den Waffen!“

Zugleich fielen zwanzig Flintenschüsse, bei dem Leuchten des Strahles konnte man drei Männer gewahren, welche flohen, Einer von ihnen schien verwundet und schleppte sich nur langsam den beiden übrigen nach. Man holte ihn ein, es war nicht der Führer, man fragte ihn, er antwortete nicht. Ein Soldat stieß ihn mit seinem Bajonette nieder.

Marceau wurde nun selbst Führer der Kolonne.

Er hoffte sich nicht zu irren, da er das Terrain genau studirt hatte. Wirklich bemerkte man nach beiläufig einer Viertelstunde die schwarze Masse des Waldes. Hier war es, wo nach Erkundigungen, welche die Republikaner eingeholt hatten, die Einwohner mehrer Dörfer, die Trümmer mehrer Armeen, beinahe 18,000 Mann sich versammeln sollten, um Messe zu hören.

Die beiden Generale theilten ihre kleine Truppe in mehre Häuflein, mit der Ordre, den Wald einzuschließen, und dann auf allen Wegen gegen das Centrum desselben vorzurücken. Die einzelnen Häuflein befolgten den Befehl, noch einige Augenblicke hörte man ihre gemessenen Schritte, dann war Alles stille. In einer halben Stunde hoffte man den Angriff zu wagen. So eine letzte halbe Stunde verfliegt schnell. Kaum hat der Soldat noch Zeit zu sehen, ob sein Gewehr gut geladen ist, und seinem Kameraden ins Ohr zu flüstern: „Ich habe zwanzig oder dreißig Franken in meinem Rocke eingenäht, wenn ich falle, so nimm das Geld und schicke es meiner armen Mutter.“

Je mehr die einzelnen Abtheilungen in den Wald vordrangen, je mehr schien es ihnen, als ob die Mitte desselben beleuchtet wäre, noch weiter vorwärts angelangt, unterschieden sie brennende Fackeln, bald aber zeigte sich ihnen ein Schauspiel, das Keiner von ihnen erwartet hätte.

Bei einem, von Steinen plump aufgebauten Altare, stand der Pfarrer von Marie-de-Rhé und las die Messe, alte Männer umgaben den Altar mit brennenden Fackeln in den Händen, und im weitern Umkreise lagen Weiber und Kinder auf ihren Knien und beteten. Zwischen den Republikanern und dieser Gruppe aber stand eine Mauer von Männern zur Vertheidigung bereit. Sie waren ebenso in einzelne Haufen getheilt, wie die Anrückenden, so daß es wohl klar war, sie hätten von Allem im voraus Kunde gehabt. In der vordersten Reihe bemerkte man den Führer, welcher ein vendeischer Krieger war, das Herz von rother Wolle auf seiner linken Brust, und auf dem Hute ein weißes Sacktuch statt des Federbusches tragend.

Die Vendeer erwarteten den Angriff nicht, sie begannen zu schießen. Die Republikaner marschirten, Gewehr im Arme, vorwärts, ohne auch nur einen Schuß zu thun, ohne ein anderes Wort zu sprechen, als: „Fest angeschlossen, Kameraden, fest angeschlossen!“

Der Priester hatte die Messe noch nicht vollendet, und er fuhr in seinem heiligen Amte fort. Die Gruppe um den Altar schien seine ganze Seele nur zu Gott gewendet zu haben, und blieb auf den Knien liegen. Als nun die Republikaner nur mehr dreißig Schritte von dem Feinde entfernt waren, warf sich die erste Linie auf ein Knie, und drei Reihen von Gewehren

feuerten auf ein Mal, so daß die Glieder der Vendeer sich lichteten, und einige Kugeln sogar Weiber und Kinder am Altar erreichten und tödteten. Der Priester hob den Leib des Herrn empor, Alles schlug an die Brust und ein tiefes Schweigen folgte auf die Fusillade.

Die Republikaner machten ihre zweite Decharge in einer Entfernung von zehn Schritten mit eben der Ruhe, wie bei einer Revue. Die Vendeer erwiederten dieselbe, jetzt aber hatten weder die Einen noch die Andern mehr Zeit, die Gewehre zu laden. Der Kampf begann mit den Bajonetten, und hier war der Vortheil auf der Seite der Republikaner, welche ordentlich bewaffnet waren. Der Priester las immer seine Messe.

Die Vendeer wichen zurück, ganze Glieder fielen ohne irgend einem andern Geräusche, als einer Verwünschung aus ihrem Munde. Der Priester bemerkte dies, er gab ein Zeichen, die Fackeln wurden ausgelöscht, und der Kampf währte nun im Dunkel fort. Jetzt war es nur ein unordentliches Gemetzel, man wüthete gegen einander, ohne sich zu sehen.

Plötzlich erschollen die Worte: „Gnade! Gnade!“ von einer herzzerreißenden Stimme zu den Füßen Marceau's, welcher im dichtesten Haufen focht. Es war ein junger Vendeer, ein Kind ohne Waffen, das sich aus diesem fürchterlichen Blutbade einen Weg bahnen wollte. „Gnade! Gnade!“ wiederholte er.

„Retten Sie mich im Namen Gottes, im Namen ihrer Mutter!“

Der General zog ihn einige Schritte vom Schlachtfelde weg, er mußte aber bald einhalten, da der Knabe ohnmächtig ward. Marceau öffnete, um ihm Luft zu verschaffen, die Kleider und sah — es war ein Mädchen.

Wollte er das arme Kind retten, so war kein Augenblick zu verlieren, die Befehle des Nationalconvents waren strenge. Jeder Vendeer, der mit den Waffen in der Hand, oder in Verbindung mit andern ergriffen wurde, mußte auf dem Schaffotte sterben, ohne Rücksicht auf sein Geschlecht oder Alter. — Er legte das junge Mädchen unter einen Baum, und eilte wieder auf das Schlachtfeld zurück. Dort fand er unter den Todten einen republikanischen Offizier, dessen Taille ihm Aehnlichkeit mit jener der Unbekannten zu haben schien, er nahm ihm seine Uniform und seinen Hut, und kam damit zu seinem Schützling zurück. Die frische Nachtluft hatte sie indessen wieder zu sich selbst gebracht. — „Mein Vater! ach mein Vater!“ waren ihre ersten Worte, dann setzte sie sich auf und stützte ihren Kopf gegen ihre Hände, um ihre Gedanken zu sammeln. „O,“ rief sie mit schrecklichem Tone, „ich war an seiner Seite, ich habe ihn verlassen, mein Vater, mein armer Vater! er wird jetzt schon unter den Erschlagenen liegen.“

„Nein, Mademoiselle Blanche," sprach plötzlich ein Kopf, der hinter dem Baume hervorguckte, „der Marquis von Beaulieu lebt, er ist gerettet. Es lebe der König und die gute Sache!" Der diese Worte gesprochen hatte, verschwand auch schnell wieder wie ein Schatten, aber dennoch hatte Marceau Zeit, in ihm den Bauer von St. Crepin zu erkennen.

„Tinguy — Tinguy!" rief das junge Mädchen, die Arme nach dem Entsprungenen ausstreckend, aber Marceau empfahl ihr Stillschweigen, weil er sie sonst nicht retten könne. Er bot ihr Kleider und Hut, und bat sie, sich mit denselben schnell zu bedecken, und ihn hier zu erwarten.

Er kehrte auf das Schlachtfeld zurück, gab seinen Soldaten Befehl, sich gegen Chollet zu wenden, übertrug seinem Collegen das Kommando über die Truppe, und kam zur jungen Vendeerin zurück. Er fand sie bereit, ihm zu folgen. Beide wandten sich gegen die Straße, welche die Romagne durchschneidet, und wo sie Marceau's Diener mit Handpferden erwartete.

Hier fürchtete Marceau, seine junge Begleiterin würde vielleicht kein Pferd besteigen können, und zu Fuße sie weiter zu bringen, wäre unmöglich gewesen; allein bald verschwand seine Besorgniß, als sie sich mit einem Muthe und einer Festigkeit, gleich dem ersten Cavalier, in den Sattel schwang und zu dem Erstaunten

sprach: „Sie werden sich nicht wundern, wenn Sie mich erst näher kennen werden. Sie werden sich dann erklären können, durch welche Umstände ich gezwungen wurde, mir die männlichen Uebungen eigen zu machen. Sie haben eine so freundliche Miene und waren so großmüthig gegen mich, daß ich Ihnen alle Begebenheiten meines jungen, aber sturmbewegten Lebens mittheilen werde."

„Ja, ja," antwortete Marceau, „aber später. Wir werden wohl Zeit dazu finden, denn Sie sind meine Gefangene, und ich will Ihnen um Ihrer selbst Willen nicht die Freiheit schenken. Jetzt müssen wir Chollet so schnell als möglich zu erreichen suchen. Also setzen Sie sich in Ihrem Sattel fest, mein schöner, junger Ritter, und im Galopp vorwärts."

„Ja, im Galopp," versetzte die Vendeerin, und drei Stunden nachher ritten sie in Chollet ein. Der General-en-chef war in der Mairie. Marceau ließ am Thore sein Pferd und seine Gefangene zurück. Er stattete dem General kurzen Rapport über seine Sendung ab, und suchte dann eine Herberge im Hotel des Sans-Culottes. Marceau nahm zwei Zimmer, führte das junge Mädchen in das eine derselben, und lud es ein, sich also gleich, aber angekleidet, auf das Bett zu werfen und der Ruhe zu genießen, deren es nach einer so fürchterlichen Nacht wohl sehr bedürfen mußte, und

schloß sich selbst in sein Zimmer ein, um über die Mittel nachzudenken, wie er das Wesen, das er nun einmal in seinen Schutz genommen, retten könne.

Blanche konnte, ohngeachtet ihrer großen Ermüdung, doch lange nicht schlummern, sie dachte an ihren armen Vater, sie dachte an ihren Retter, den jungen Offizier, mit den edlen Zügen und der sanften, zum Herzen dringenden Stimme. Alles schien ihr ein Traum. Sie befühlte sich, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich wache, dann weinte sie bitterlich, indem sie sich von den Ihrigen so ganz getrennet und verlassen fühlte. Die Idee, daß ihr noch größere Gefahr, daß ihr vielleicht der Tod auf dem Blutgerüste drohe, kam ihr nicht in den Sinn, denn Marceau hatte ja versprochen, sie zu retten, und warum sollten die grausamen Menschen auch das Blut eines armen, schuldlosen Mädchens fordern? Sie konnte kaum glauben, daß sie eine Gefahr laufe, nur für ihren Vater, einen der Anführer der Vendeer, zitterte sie. Allein auch in dieser Rücksicht baute ihr ihre jugendliche Einbildungskraft eine goldene Brücke. Die Meinungen, dachte sie, werden sich vereinen, der Krieg sich enden, und das alte Schloß ihrer Väter seine Gäste wieder zurückkehren sehen. Da pocht denn eines Abends ein müder Wanderer an das Thor und bittet um Einlaß, er zählt höchstens sechs und zwanzig Jahre, hat schöne kastanienbraune Haare, ein edles

Gesicht, eine sanfte Stimme und trägt eine Generals-uniform. Er wird mit Vergnügen eingelassen. Blanche erkennt ihn, stellt ihn ihrem Vater als ihren Retter vor, er bleibt lange — lange — immer — — O träume, arme Blanche!

Es gibt ein Alter, welchem das Unglück noch ganz fremd ist, wie traurig auch ein Gedanke sein möge, fortgesponnen endet er sich fast immer mit einem Lächeln. Man sieht das Leben in diesem glücklichen Alter nur immer von einer Seite, und die Vergangenheit hat uns noch nicht Zeit gelassen, über die Zukunft nachzudenken.

Auch Marceau träumte, aber er warf schon einen richtigen Blick auf das Leben, er kannte den Parteihaß, er suchte Blanche zu retten. Ein einziges Mittel bot sich ihm dar, und dieses bestand darin, sie selbst nach Nantes zu bringen, wo seine Familie wohnte. Seit drei Jahren hatte er weder seine Mutter, noch seine Schwestern gesehen, und da er nur einige Meilen von dieser seiner Vaterstadt entfernt war, so konnte es wohl auch nicht auffallen, wenn er den General-en-chef um einen Urlaub von wenigen Tagen bat. Er ergriff diese Idee. Der Tag begann, und er begab sich zu dem General Westermann, der ihm ohne Anstand das Angesuchte bewilligte. Er wünschte zwar, daß ihm die Erlaubniß alsogleich schriftlich eingehändigt werden

möchte, allein sie mußte eine zweite Unterschrift, jene des Volksrepräsentanten Delmar enthalten, und dieser war erst vor einer Stunde hier angelangt. Er ruhte im daranstoßenden Zimmer, und General Westermann versprach, Marceau die Schrift gleich nach dessen Erwachen zu übersenden.

Als er in seinen Gasthof zurückkehrte, begegnete er dem General Dumas, der ihn suchte. Die beiden Freunde hatten kein Geheimniß vor einander, und bald wußte Dumas das ganze Abenteuer Marceau's. Während Jener ein Frühstück bereiten ließ, eilte Dieser zu seiner Gefangenen, welche schon um ihn gefragt habe, und verkündigte ihr den Besuch seines Kameraden. Dann führte er diesen zu ihr hinauf, alle drei setzten sich zu Tische, als die Thür sich öffnete und der Volksrepräsentant Delmar an deren Schwelle sich zeigte.

Delmar war Einer von Jenen, welche Robespierre wie seine eignen verlängerten Arme in den Provinzen brauchte, und unter denen die Guillotine mehr thätig als verständig war.

Seine widerwärtige Erscheinung machte Blanche beben, noch bevor sie wußte, wen sie vor sich sähe. — „Ach, ach!“ sagte Delmar zu Marceau mit seinem gewöhnlichen ironischen Lächeln, „du willst uns schon so bald verlassen, General? Du hast dich in der vergangenen Nacht so gut betragen, daß ich dir nichts

verweigern kann; freilich bin ich etwas böse auf dich, daß du mir den Chevalier Beaulieu entwischen ließest, denn ich habe dem Nationalkonvent versprochen, ihm seinen Kopf zu schicken." — Blanche saß kalt und starr da wie eine Bildsäule, als sie diesen Namen hörte. Marceau stellte sich vor sie. — „Aber was aufgeschoben ist, ist darum nicht aufgehoben," fuhr Delmar fort, „die republikanischen Spürhunde haben gute Nasen und gute Zähne und folgen seiner Spur. Hier hast du deine Erlaubniß, General, und du kannst reisen, wann du willst, aber vorher ersuche ich dich noch um ein Frühstück, ich will einen wackern Bürger, wie du, nicht verlassen, bevor ich mit ihm auf das Wohl der Republik und auf die Vernichtung der Räuberhorde getrunken habe."

Bei der Lage, in welcher sich die beiden Generale befanden, mußten sie diesen Beweis von Achtung annehmen. Blanche hatte sich niedergesetzt und ihre Fassung wieder gewonnen. Man begab sich zu Tische, und das Mädchen, um sich nicht im Angesichte Delmar's zu befinden, war genöthigt, an seiner Seite Platz zu nehmen; um ihn nicht zu berühren, rückte sie soweit als möglich von ihm, und wurde nach und nach muthiger, da sie gewahrte, daß sich der Volksrepräsentant mehr um die Speisen bekümmerte, als um diejenigen, welche sie mit ihm einnahmen.

Uebrigens fielen doch von Zeit zu Zeit einige blutdürstige Worte von seinen Lippen, und erfüllten das Mark des jungen Mädchens mit Beben, indessen schien keine wirkliche Gefahr für sie vorhanden zu sein, und die Generale hofften, Delmar werde sie wieder verlassen, ohne an Blanche auch nur ein Wort gerichtet zu haben.

Die Begierde fortzureisen war für Marceau ein Vorwand, das Mahl schneller abzubrechen, man stand auf. Alles athmete freier, als sich eine Musketendecharge auf dem Platze, an welchem die Herberge lag, vernehmen ließ; die Generale griffen nach den Säbeln, welche sie abgelegt hatten. Delmar hielt sie zurück. „Recht brav, meine Lieben," sagte er lächelnd und sich auf seinem Stuhle schaukelnd, „ich sehe mit Vergnügen, daß ihr zum Kampfe stets bereit seid, aber setzt euch nur wieder ruhig zu Tische, hier ist für euch nichts zu thun, man schießt nur die Gefangenen, welche man in der vergangenen Nacht gemacht hat, nieder." — Blanche stieß einen Schrei des Schreckens aus. „O, die Unglücklichen!" schrie sie. Delmar setzte das Glas nieder, welches er schon an die Lippen gebracht hatte, und wandte sich langsam gegen das Mädchen. „Ei," sprach er, „das geht gut, wenn jetzt die Soldaten zittern wie die Weiber, da wär' es ja ebenso gut, man kleidete Weiber als Soldaten an."

„Du bist noch sehr jung, es ist wahr," setzte er hinzu, indem er ihre beiden Hände faßte und ihr starr ins Gesicht sah, „und du wirst dich schon noch daran gewöhnen." — „O nie! nie!" rief Blanche, ohne zu bedenken, wie gefährlich es für sie sei, solche Gefühle vor einem solchen Zeugen laut werden zu lassen. „Niemals werd' ich mich an solche Gräuel gewöhnen." — „Kind! Kind!" antwortete Delmar, indem er ihre Hände wieder los ließ, „glaubst du denn, man kann eine Nation wiedergebären, ohne ihr Blut abzuzapfen, und Parteien unterdrücken, ohne Schaffote zu errichten? — Da müssen Köpfe herunter, das nützt nichts." Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Uebrigens, was ist denn auch der Tod? Ein Schlaf ohne Traum und ohne Erwachen. Was ist das Blut? Ein rother Saft, beiläufig dem ähnlich, den diese Burgunderbouteille in sich schließt, und der nur eine Wirkung auf unsern Geist hervorbringt durch die Idee, die wir damit verbinden. Es hat Leute gegeben, die Blut getrunken haben. Wohlan, du schweigst? nun, hast du nicht irgend ein philanthropisches Argument im Hinterhalte?" — „O!" versetzte Blanche, welche sich genöthigt sah, das Gespräch fortzusetzen, „wißt ihr denn auch gewiß, daß euch Gott das Recht gegeben hat, Menschen hinzuschlachten?" — „Schlachtet Gott nicht selbst?" — „Ja, aber der Allmächtige sieht

über das Leben hinaus, während der Mensch, wenn er tödtet, nicht weiß, was er gibt oder nimmt.“ — „Sei es, aber die Seele ist ja unsterblich, und diese kann ich also nicht tödten, ich nehme ihr nur das Kleid, ich befreie sie nur aus ihrem Kerker. Höre, junger Mensch, noch einen Rath von mir, ich will dir einen geben: bewahre deine philosophischen Reflexionen und deine Schulargumente auf, um dein eigenes Leben zu vertheidigen, wenn du einst in die Hände Charrette's oder Marigny's fallen solltest, denn sie würden dir ebenso wenig Gnade angedeihen lassen, als ich ihren Soldaten. Was mich anbetrifft, so könntest du es bereuen, sie in meiner Gegenwart noch ein Mal zu wiederholen. Merke dir das!“ — Er ging.

Es herrschte einige Augenblicke allgemeines Schweigen. Marceau legte seine Pistolen weg, welche er während dieses Gespräches geladen hatte. „O,“ sprach er, indem er ein drohendes Zeichen mit dem Finger gegen die Thür machte, „nie stand ein Mensch, ohne es zu ahnen, dem Tode näher, als dieser Delmar; wenn ein Wort, eine Miene von ihm mir verrathen hätte, er habe Ihr Geschlecht erkannt, so wäre meine Kugel ihm durch das Gehirn gefahren.“

Blanche hörte nicht, ein einziger Gedanke beschäftigte alle ihre Sinne, es war der, daß dieser Mensch damit umging, die Reste der Armee zu ver-

folgen, welche der Marquis von Beaulieu kommandirte. „O, mein Gott!“ sprach sie, indem sie ihre Augen, voll Thränen, mit ihren Händen bedeckte, „wenn ich bedenke, daß mein Vater in die Hände dieses Tigers fallen kann, daß, wenn er in dieser Nacht gefangen worden wäre, er wohl gar hier unter diesem Fenster, vor meinen Augen — hu! es ist gräßlich; ist denn kein Mitleid mehr auf dieser Welt? Doch Verzeihung!“ sprach sie zu Marceau gewendet, „Verzeihung, daß ich an dem Mitleid der Menschen zweifle, da ich doch Sie, großmüthiger Mann, kennen gelernt habe.“

In diesem Augenblicke trat der Bediente ein und meldete, daß die Pferde bereit stehen. „Fort, fort,“ rief Blanche, ihren Mantel umwerfend, „die Luft ist von Blut geschwängert.“ — „Ja, wir wollen eilen,“ antwortete Marceau, und alle drei stiegen die Treppe hinab.

Marceau fand am Thore ein Detachement von dreißig Mann, welche der General-en-chef beordert hatte, um ihn nach Nantes zu eskortiren. Dumas begleitete sie einige Zeit, aber eine Meile von Chollet bestand sein Freund darauf, daß er umkehren solle, weil es weiter hinaus für einen einzelnen Mann auf der Straße gefährlich sei; er nahm also Abschied von ihnen, gab seinem Pferde den Sporn, und verschwand bald vor ihren Blicken.

Wie sie nun vorwärts ritten, näherte Marceau sein Pferd jenem Blanche's, und indem sie sich einige Schritte von ihrer Eskorte entfernt hatten, sprach Marceau: „Da wir nun allein und ruhig sind, und einen langen Weg zu machen haben, theilen Sie mir etwas aus Ihren Lebensverhältnissen mit, liebe Blanche. Ich weiß, wie Sie heißen und wer Sie sind, aber weiter nichts. Wie sind Sie in jenes Gefecht gekommen? Woher die Gewohnheit, sich in Männerkleider und Männersitten so gut zu fügen? O, reden Sie. Ich nehme so innigen Antheil an Allem, was sie betrifft."

Blanche erzählte ihm nun, wie sie ihre Mutter noch als Kind verloren, und wie sie dann durch die Erziehung von Manneshänden auch mit allen stärkeren Uebungen vertraut geworden sei, welche, als die Insurrektion in der Vendee ausgebrochen war, ihr so nützlich wurden, und ihr gestatteten, ihrem Vater zu folgen. Sie entrollte alle Begebenheiten dieses Krieges vor ihm, von dem Aufstand zu St. Florent bis zu dem Gefechte, wo ihr Marceau das Leben rettete. Sie sprach lange, denn sie sah, mit welchem Vergnügen man ihr zuhörte. In dem Augenblicke, als sie aufhörte, wurde Nantes in der Ferne sichtbar, dessen Lichter durch den Abendnebel flimmerten. Die kleine Reisetruppe übersetzte die Loire, und in einigen Minuten lag Marceau in den Armen seiner Mutter.

Nach den ersten Bewillkommnungen stellte er den Seinigen seine junge Reisegefährtin vor, und wenige Worte genügten, um die Theilnahme seiner Mutter und seiner Schwestern für sie zu gewinnen. Kaum hatte Blanche den Wunsch geäußert, Kleider anzuziehen, welche ihrem Geschlechte zustehen, als sie auch schon die beiden jungen Mädchen in ein anderes Gemach begleiteten, und um das Vergnügen wetteiferten, ihr Kammermädchensdienste zu leisten.

Nantes stand damals unter dem Proconsulate Carrier's Es ist ein fürchterliches Schauspiel für den Geist, sowie für die Augen, zu sehen, wie eine ganze große Stadt von den Wunden eines einzigen Mannes blutet. Man frägt sich, woher kommt die Gewalt eines einzigen Willens über 80,000, die er beherrscht, und wie geschieht es, daß, wenn Einer spricht: „Ich will!“ nur alle Andern sich erheben, um zu antworten: „Zu Befehl!“ Das Blut floß in Nantes durch die Straßen, und Carrier, der für Robespierre war, was die Hyäne für den Tiger, der Schakal für den Löwen ist, stopfte sich mit diesem Blute voll. Er erfand ganz neue Moden zu morden, die Guillotine war ihm schon zu gemein. Er ersäufte die Leute, eigene Schiffe wurden dazu am Ufer bereitet, worauf sich dann Klappen öffneten, und die armen Unglücklichen in dem Flusse zu begraben.

Uebrigens genossen Marceau und seine ganze Familie einen solchen Ruf des reinsten Republikanismus, daß ihr Name allein hinlänglich war, um sie vor jedem Verdachte zu bewahren. Eine Schwester Marceau's, ein Mädchen von sechzehn Jahren, stand eben auf dem Punkte, sich zu vermählen, als ihr Bruder mit der jungen Vendeerin dort ankam, und darum bewirkte sein Erscheinen doppelte Freude bei der ganzen Familie.

Die drei Mädchen wurden bald Herzensfreundinnen, denn es gibt ein Alter, wo eine einzige Umarmung hinreicht, sich zu lieben. Als Blanche in den Kleidern ihrer beiden neuen Freundinnen wieder erschien, stand Marceau wie versteinert vor der herrlichen Gestalt des Mädchens. Sie hatte, es ist wahr, wohl auch Alles gethan, um sich recht hübsch zu machen, hatte einen Augenblick vor dem Spiegel Krieg, ihr väterliches Haus und ihre Gefahr vergessen, um demjenigen zu gefallen, den sie liebte. Marceau wollte sprechen und konnte kein Wort hervorbringen; Blanche lächelte und reichte ihm die Hand; sie merkte wohl, er finde sie so schön, als sie es für ihn zu sein wünschte.

Am Abende kam der Bräutigam der Schwester Marceau's, und da jede Liebe selbstsüchtig ist, von der Eigenliebe bis zur mütterlichen Liebe, so war diesen Abend in Nantes ein Haus, das einzige vielleicht, wo

nur Glück und Freude herrschten, während alle übrigen mit Schmerz und Thränen erfüllt waren.

O, wie selig fühlten sich nun Blanche und Marceau, wie schien ihnen ihr voriges Leben weit hinter ihrem jetzigen zurück zu liegen. Es war fast ein Traum, nur manchmal stahlen sich Zähren der Wehmuth in Blanche's Augen, wenn sie plötzlich an ihren Vater dachte. Marceau küßte diese Perlen von ihren Augen und tröstete sie; er erzählte ihr seine militärischen Begebenheiten, wie er mit 15 Jahren Soldat, mit 17 Offizier, mit 19 Oberst, mit 21 General geworden war. Blanche liebte ihren Lebensretter mit allem Feuer der ersten Liebe, auch Marceau's Herz gehörte ihr ganz; so kam der für Marceau's Schwester bestimmte Hochzeitstag heran.

Unter dem Geschmeide, welches der General für seine Schwester kommen ließ, wählte er auch einen sehr geschmackvollen und kostbaren Schmuck für Blanche aus. Diese sah ihn mit der Koketterie eines jungen Mädchens an, dann wieß sie ihn zurück. „Geschmeide," sprach sie betrübt, „paßt zu meiner Lage nicht, ich sollte mich schmücken, während mein armer Vater vielleicht von Haus zu Haus flüchtet, und um ein Stück Brod bittet? Auch bin ich ja selbst eine Verbannte, Geächtete, wie leicht könnte ich erkannt werden; darum ist es besser, ich lebe einfach und ohne allem äußeren Schimmer."

Marceau mochte noch so sehr in sie dringen, sie nahm nichts als eine von Rubinen künstlich gearbeitete rothe Rose, welche sich unter dem Geschmeide befand.

Die Kirchen waren in dieser Schreckenszeit geschlossen, daher wurde die Vermählung im Stadthause nur nach bürgerlichen Gesetzen begangen. Die Ceremonie war kurz und traurig. Die jungen Mädchen vermißten die Kränze, die Lichter, kurz Alles, was eine solche Vereinigung glänzend und ehrwürdig macht.

Am Thore des Stadthauses erwartete eine Deputation von Seesoldaten die Neuvermählten. Marceau's Rang verschaffte seiner Schwester diese Auszeichnung. Einer dieser Männer, dessen Gesicht ihm nicht ganz unbekannt zu sein schien, hatte zwei Blumensträuße, er gab den einen der Braut, dann sich Blanche nähernd, reichte er ihr den andern. — „Tinguy, wo ist mein Vater?“ fragte diese erblassend. — „Zu Saint-Florent, antwortete der Seemann leise. „Nehmen Sie diesen Strauß, es ist ein Briefchen darin. Es lebe der König und die gute Sache!“ Blanche wollte ihn anhalten, allein schnell war er wieder verschwunden. Marceau erkannte den Menschen, und mußte wider seinen Willen dessen Treue, Geschicklichkeit und Kühnheit bewundern.

Blanche las mit großer Aengstlichkeit den Brief. Die Vendeer hatten Niederlagen auf Niederlagen erlitten, eine ganze Population wanderte aus, das Feuer und

den Hunger fürchtend. Der Rest des Briefes war mit Danksagung für Marceau angefüllt. Der Marquis hatte durch Tinguy Alles erfahren. Blanche war darüber sehr betrübt, sie hing sich fester an Marceau's Arm, als gewöhnlich, sprach näher und liebevoller mit ihm, der Mann war ja ihr einziger Beschützer.

Während der Ceremonie trat ein Mann, welcher nicht zu dem Hochzeitszuge gehörte, in den Saal. Marceau, die Blicke auf Blanche geheftet und bemüht, ihr Muth zuzusprechen, sah ihn nicht gleich, allein plötzlich fühlte er sich am Arme ergriffen, er blickte auf und Delmar stand vor ihm.

Der Volksrepräsentant blickte mit einem seltsamen Lächeln starr auf Blanche. Marceau fühlte Schweiß auf seiner Stirne, zum ersten Mal in seinem Leben überfiel ihn eine Angst.

„Bürgerin! du hast einen Bruder," sagte Delmar zu Blanche; diese zitterte, wankte und stand auf dem Punkte, in Marceau's Arme zu sinken. Delmar fuhr fort: „Wenn mein Gedächtniß und deine Aehnlichkeit mich nicht trügen, so habe ich mit diesem Bruder in Chollet gefrühstückt. Wie kommt es, daß ich ihn seit der Zeit in den republikanischen Reihen nicht wieder gesehen habe?" Blanche fühlte alle ihre Kräfte schwinden, das durchdringende Auge Delmar's folgte allen Fortschritten ihrer Angst, und gewiß wäre sie

besinnungslos niedergestürzt, hätte sich Delmar's Blick nicht von ihr weggewandt und auf Marceau geheftet. Allein jetzt fühlte Delmar selbst ein kleines Grauen, denn der junge General stand da, die Hände krampfhaft an den Griff des Degens gepreßt. Das Gesicht des Repräsentanten nahm alsogleich seine gewöhnliche Gleichgiltigkeit an, er schien ganz vergessen zu haben, wovon er gesprochen, nahm Marceau unter den Arm, und zog ihn in eine Fensterbrüstung. Dort sprach er mit ihm einiges über den gegenwärtigen Zustand der Vendeer, und sagte ihm, daß er nach Nantes gekommen sei, um sich mit Carrier über die neuen strengen Maßregeln in Hinsicht auf die Empörer zu verständigen. Er benachrichtigte ihn, daß General Dumas nach Paris berufen worden sei, und ihn dann verlassend ging er noch mit einem Lächeln und einem Gruß mit der Hand bei dem Lehnstuhl vorüber, in welchen Blanche gesunken war, und blaß und kalt saß.

Zwei Stunden nachher erhielt Marceau Befehl, ohne Verzug die Armee aufzusuchen und das Kommando seiner Brigade wieder zu übernehmen. Diese unverhoffte Ordre setzte ihn in Schrecken, er glaubte darin einen Zusammenhang mit der Scene im Stadthause zu finden. Sein Urlaub ging erst in vierzehn Tagen zu Ende. Er lief zu Delmar, um hierüber Aufklärung zu erhalten, allein dieser war sogleich nach der Unter-

redung mit Carrier wieder abgereist. Er mußte gehorchen, sich widersetzen hieße sich verderben. Zu jener Zeit waren die Generale des Volksrepräsentanten, welche vom Nationalkonvent abgesendet wurden, untergeordnet, und es blieb ihnen kein Ausweg, als zu gehorchen, oder ihren Kopf unter die Guillotine zu legen.

Marceau wagte es nicht, Blanche diesen unerwarteten Schlag mitzutheilen, er hatte nicht den Muth, ihr seine Abreise zu verkünden, wodurch sie allein und ohne Schutz in einer Stadt zurückblieb, welche vom Blute triefte. Blanche hinwiederum bemerkte seine Verlegenheit und fragte ihn um die Ursache derselben. Marceau konnte sie nicht hintergehen, er zeigte ihr die Ordre, welche er erhalten hatte. Blanche hatte kaum gelesen, als sie auch einsah, welcher Gefahr der Ungehorsam ihren Vertheidiger aussetzen würde, ihr Herz brach, aber sie besaß doch die Kraft, ihn zur schnellen Abreise aufzufordern. Die Frauen besitzen mehr als die Männer diesen Muth, weil er einerseits bei ihnen eine Folge zarter Scham ist. — Marceau sah das Mädchen betrübt an, und brach in folgende Worte aus: „Und auch du, Blanche, auch du willst, daß ich mich entferne? Aber," fuhr er, wie zu sich selbst sprechend, fort, „was bestimmte mich auch, das Gegentheil zu glauben? Unsinniger, der ich war! Ich wähnte, unsere Trennung würde ihr Schmerz verur-

sachen und Thränen kosten. Hahaha! als ob ich ihr mehr als gleichgiltig wäre?" Er wendete sich um und sah, wie große Thränen sich aus den Augen des stummen Mädchens stahlen. Da fiel er vor ihr auf seine Knie. „Verzeihe mir, Blanche," rief er, „aber ich bin unglücklich, und das Unglück macht mißtrauisch. Ach, ich war so selig in deiner Nähe, an deiner Seite, mein Leben war in dem deinigen, wie soll ich meine Stunden, meine Tage von den deinigen trennen? Ich hatte Alles vergessen, ich hielt die Gegenwart für die Ewigkeit! O, ich Elender! ich träumte und bin nun erwacht. Blanche!" fügte er dann etwas ruhiger, aber mit zitternder Stimme hinzu, „der Krieg, den wir führen, ist grausam und mörderisch, es ist möglich, daß wir uns nimmer wiedersehen," er faßte Blanche's Hand. „O, versprich mir, wenn ich fern von dir falle — ich habe immer die Ahnung eines frühen Todes gehabt — versprich mir, daß du dich meiner manchmal erinnern willst, daß dein Mund meinen Namen aussprechen wird, wär's auch nur im Traume, und ich, ich verspreche dir, Blanche, daß, wenn zwischen meinem Leben und meinem Tode soviel Zeit ist, daß ein Name meinen Lippen entwischen kann, es der deinige sein soll." Blanche schluchzte nur, sie konnte nicht antworten, aber in ihren Augen lagen noch viel zärtlichere Empfindungen, als Marceau sie forderte. Mit einer

Hand drückte sie die seinige, und mit der andern zeigte sie auf die rothe Rose, welche sie in ihren Haaren stecken hatte, „Ewig, ewig!“ stammelte sie und fiel ohnmächtig nieder.

Marceau's Hilfegeschrei rief seine Mutter und seine Schwestern herbei. Er hielt Blanche für todt und weinte zu ihren Füßen. In der Liebe überspannt sich Alles, Furcht und Hoffnung. Der Soldat war ein Kind. Blanche öffnete die Augen wieder und erröthete darüber, Marceau auf den Knien und seine ganze Familie um sie versammelt zu sehen. — „Er eilt hin,“ sagte sie, „um sich zu schlagen, vielleicht gegen meinen Vater. O, schone meinen armen Vater, wenn er in deine Hände fällt, bedenke, sein Tod würde auch mich tödten.“ Dann ihre ganze Kraft zusammennehmend, bat sie Marceau, so schnell als möglich abzureisen, sie selbst, sagte sie, sehe die Nothwendigkeit ein. Eine Stunde nachher hatte er Blanche's und seiner Familie letztes Lebewohl empfangen, und trabte auf demselben Wege, den er mit der Geliebten hierher genommen hatte, hin; er hielt sein Pferd nicht zurück, er trieb es nicht an, er dachte nur an sie, und die Gefahr, in welcher er sie zurückgelassen hatte, schien ihm jetzt viel größer, als da er noch bei ihr war. Jedes Wort Delmar's hallte ihm in den Ohren wieder, jeden Augenblick war er bereit, sein Pferd anzuhalten und

nach Nantes zurückzukehren, und er mußte alle Vernunft zusammennehmen, um diesem Wunsche kein Gehör zu geben.

Wenn es Marceau möglich gewesen wäre, sich noch mit etwas Anderm zu beschäftigen, als mit dem, was in seinem Innern vorging, so würde er von Weitem auf dem Wege einen Reiter gegen sich haben kommen sehen, der, nachdem er einen Augenblick anhielt, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht irre, dann sein Pferd in Galopp setzte, um schneller zu ihm zu kommen, und er würde in diesem Reiter ebenso schnell den General Dumas erkannt haben, als dieser ihn erkannt hatte; die beiden Freunde sprangen von ihren Pferden und einander in die Arme.

In demselben Augenblicke aber sprang auch ein Mensch, dessen Haare vom Schweiße troffen, über ein Gehege, wälzte sich mehr, als er ging, den Abhang herab, und fiel ohne Kraft, und fast auch ohne Stimme, zu den Füßen der beiden Freunde, indem er nur das einzige Wort herauszustoßen vermochte: „Verhaftet!“ Es war Tinguy.

„Verhaftet? Wer? Blanche?“ schrie Marceau. Tinguy machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe reden konnte der Arme nicht mehr. Er hatte fünf Meilen, immer über Feld laufend zurückgelegt. Marceau sah ihn starr und mit sich vordrängenden Augen

an. „Verhaftet! Blanche verhaftet?“ wiederholte er immer, während sein Freund dem armen Unglücksboten Wein aus seiner Feldflasche in den Mund träufelte. — „Blanche verhaftet! Darum also hat man mich entfernt? Alexander!“ schrie er, indem er die Hand seines Freundes in der seinigen preßte, „ich kehre nach Nantes zurück, du mußt mir folgen, denn mein Glück, mein Leben, meine Zukunft ist dort in Gefahr.“ Seine Zähne schlugen wie im Fieber zusammen und sein ganzer Körper bebte konvulsivisch. „Derjenige möge zittern, der es wagte seine Hand an Blanche zu legen. O Freund, wisse, wisse, ich liebe sie mit aller Innigkeit deren mein Herz fähig ist, es gibt kein Leben mehr für mich ohne sie, und ich werde sie retten oder mit ihr sterben. Unsinniger, der ich war, indem ich sie verließ! Wo ist Blanche verhaftet?“

Tinguy, an den diese Frage gerichtet war, war indessen etwas zu sich gekommen, aber dennoch brachte er nur mit Mühe hervor: „Im Gefängnisse Bouffay's.“ Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als die beiden Freunde schon im Carriere auf dem Wege nach Nantes dahin sprengten.

Es war kein Augenblick zu verlieren. Sie langten auf dem Hauptplatze an, und stiegen daselbst bei dem Hause, welches Carriere bewohnte, ab. Maschinenmäßig stieg Marceau vom Pferde, steckte die beiden

Pistolen, welche in der Halfter sich befanden, zu sich, indem er sie unter seinem Oberrocke verbarg, und stürzte gegen das Gemach desjenigen, der Blanche's Schicksal in seinen Händen hatte. Sein Freund folgte ihm, zwar kälter, aber bereit ihn zu vertheidigen, wenn er seine Hilfe nöthig haben sollte. Aber der Volksdeputirte wußte zu gut, wie sehr er gehaßt wurde, um nicht auf seiner Hut zu sein, und weder Bitten noch Drohungen vermochten es, den beiden Generalen Gehör bei ihm zu verschaffen. Marceau stieg ruhiger die Treppe wieder hinunter, als sein Freund gedacht hatte. Seit einem Augenblicke schien er einen neuen Plan gefaßt zu haben, der ebenso schnell reifte; er bat Dumas, sich auf der Stelle nach der Post zu begeben, und ihn mit einem Wagen und Pferden an dem Thore des Gefängnißhauses Bouffays zu erwarten. Der Name und der Rang Marceau's öffnete ihm die Thore des Gefängnißhauses, er befahl dem Gefangenwärter ihn in das Gefängniß zu führen, in welchem Blanche schmachtete. Dieser zögerte erst einen Augenblick, als aber Marceau den Befehl wiederholte, und dabei mit zornentflammtem Auge an seinen Degen griff, gehorchte der Mann und gab ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. „Sie ist nicht allein," sprach sein Führer zu ihm, indem er die Thür eines Kerkers öffnete, dessen Finsterniß Marceau Grauen einflößte, „allein sie wird

bald von ihrem Gesellschafter befreit sein, denn dieser wird heute guillotinirt.“ Mit diesen Worten schloß er die Thür hinter Marceau zu, und empfahl ihm nur noch, seinen Besuch so bald als möglich abzubrechen.

Marceau streckte im Dunkeln seine Hände aus, und war so in der tiefsten Seele beklommen, daß er nicht einmal den Namen Blanche auszusprechen vermochte; auf einmal hörte er einen Schrei, und das Mädchen seines Herzens lag in seinen Armen, sie hatte ihn alsbald gesehen, denn ihre Augen waren schon mehr an die Nacht gewohnt, welche sie umgab. Sie warf sich in seine Arme, denn der Schrecken ließ sie ihr Geschlecht und ihr Alter vergessen, es handelte sich ja um nichts Geringeres mehr, als um Tod oder Leben. Sie klammerte sich an ihn, wie ein Schiffbrüchiger an einen Felsen, und weinte und bebte an allen Gliedern. „Ach! so hast du mich nicht verlassen?“ schrie sie dann. „Sie haben mich verhaftet und hierher geschleppt, unter dem Haufen, der mir folgte, erkannte ich Tinguy. Ich schrie, was ich nur herausbringen konnte: Marceau! Marceau! und er verschwand gleich darauf. Ach, ich glaubte dich nimmer zu sehen, aber du bist da, ich liege an deiner Brust, du verlässest mich nun nicht mehr, du nimmst mich mit dir, nicht wahr?“

„O, mit meinem Blute, mit meinem Leben wollte

ich deine Freiheit in diesem Augenblicke erkaufen, aber" — „O! befühle doch diese triefenden Mauern, dieses faule Stroh, du bist ja General und hast Gewalt genug."

„Blanche, was ich könnte, wäre allenfalls folgendes: an jene Thür klopfen, dem Kerkermeister, wenn er öffnet, eine Kugel durch den Kopf jagen, dich in meinen Armen in's Freie tragen, dort dich den Himmel sehen, die Luft einathmen lassen, und dann, dich vertheidigend, an deiner Seite fallen; aber bin ich todt, Blanche, so würde man dich wieder in deinen Kerker zurückschleppen, und es würde kein Mensch mehr auf Erden sein, der dich retten könnte."

„Ja, kannst du es denn?"

„Vielleicht."

„Bald?"

„In zwei Tagen. Blanche, zwei Tage bedarf ich dazu. Aber antworte auch du mir jetzt auf eine Frage, von welcher dein und mein Leben abhängt. Antworte mir, wie du vor Gott antworten würdest. Blanche liebst du mich?"

„Ist dies die Zeit und der Ort, wo man eine solche Frage stellen oder darauf anworten kann? Glaubst du diese Mauern sind gewohnt, Liebesbetheuerungen zu hören?".

„Ja, dies ist die Zeit dazu, denn wir stehen

zwischen Leben und Grab. Geschwind, Blanche, antworte mir, jeder Augenblick raubt uns einen Tag, jede Stunde ein Jahr. Blanche, liebst du mich?

„O, ja, ja, aus ganzer Seele," rief das junge Mädchen, welches vergessend, daß man seine Schamröthe ja nicht sehen konnte, seinen Kopf an Marceau's Busen barg.

„Wohlan, Blanche, so mußt du in diesem Augenblicke meine Gattin werden." Blanche zitterte. „Wir wollen dann sehen," sprach Marceau weiter, „ob sie es wagen werden, die Frau eines republikanischen Generalen zum Schaffotte zu schleppen."

Blanche begriff nun seinen ganzen Plan, sie zitterte vor der Gefahr, welcher auch er sich aussetzte, um sie zu retten. Ihre reine Liebe gewann neue Kraft, und mit festem Tone entgegnete sie: „Das ist unmöglich!"

„Unmöglich?" versetzte Marceau, „und welches Hinderniß kann sich zwischen uns und unser Glück stellen, da du mir gestanden, daß du mich liebst? Glaubst du, alles dies sei nur ein Spiel? Höre doch, begreife doch, der Tod hat schon seine Sense nach dir ausgestreckt, der Tod der Schande durch Henkershand."

„O Barmherzigkeit! Bedenke aber, wenn ich einmal dein Weib bin, und dieser Titel mich nicht rettet, so bist du mit mir verloren."

„Darüber kein Wort mehr, ich liebte dich von dem

Augenblicke an, als deine Züge zum ersten Male meine Augen und durch diese mein Herz trafen, ich liebe dich wie mein Leben, meine Existenz ist die deinige, ich theile selbst das Schaffot mir dir, wenn es sein muß. Ich verlasse dich nicht mehr, keine menschliche Macht kann uns mehr trennen; wenn ich diesen Ort verlasse, so darf ich ja nur hinaustreten auf den Marktplatz und rufen: Es lebe der König! und dieser Ruf öffnet mir dein Gefängniß, und wir gehen dann mit einander hinaus, mit einander zum Schaffot."

„O nein, nimmermehr! geh, geh! im Namen des Himmels verlaß mich!"

„Ich soll gehen? Bedenke gut, Blanche, was du willst, denn wenn ich von hier gehe, ohne daß du die meinige bist, ohne daß du mir das Recht eingeräumt hast, dich zu vertheidigen, so eile ich, deinen Vater aufzusuchen, ich will hintreten vor ihm und ihm sagen: Alter, deine Tochter konnte sich retten und wollte nicht, sie wollte, daß du deine letzten Tage in Trauer hinbrächtest und ihr Blut deine grauen Haare röthe. Weine, Vater, nicht darüber, daß dein Kind todt ist, sondern darüber, daß sie dich nicht so sehr liebte, um sich für dich zu erhalten."

Marceau hatte Blanche zurückgestoßen, welche vor ihm auf die Knie gefallen war. Er ging mit über einander gebissenen Zähnen, die Arme über der Brust

gekreuzt, grimmig lachend wie ein Wahnsinniger oder wie ein Verdammter, im Gefängniß auf und nieder. Da hörte er Blanche schluchzen und auch seine Augen fanden Thränen, er kniete zu ihr hin und sprach sanfter: „Blanche! Blanche! Bei Allem was dir heilig ist, bei dem Grabe deiner Mutter beschwöre ich dich, werde mein Weib! du mußt, es ist deine Pflicht!“

„Ja, junges Mädchen,“ es ist deine Pflicht, wiederholte eine fremde Stimme, „denn es ist das einzige Mittel, ein Leben zu erhalten, welches kaum noch recht begonnen hat. Die Religion befiehlt es dir, und ich bin bereit, eure Vereinigung im Namen des Himmels zu segnen.“

Marceau, erstaunt, blickte um sich, und erkannte in dem Sprecher, welcher näher getreten war, den ehrwürdigen Pfarrer von Saint-Marie-de-Rhé, welcher in der Nacht die Messe gelesen hatte, in welcher Blanche seine Gefangene geworden war. „O ehrwürdiger Vater!“ rief er, indem er seine Hand faßte und ihn näher zog, „sprechen Sie ihr zu, daß sie einwilligt zu leben.“

„Blanche de Beaulieu!“ sprach der Priester mit feierlichem Tone, „im Namen deines Vaters, welchen zu repräsentiren mir mein Alter und die Freundschaft, welche uns schon lange an einander kettet, das Recht gibt, im Namen deines Vaters beschwöre ich dich, den Bitten dieses großmüthigen jungen Mannes nachzugeben.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Blanche schien anfangs betroffen, und der Kampf mit verschiedenen Empfindungen in ihrer Seele wurde in ihrem Antlitze sichtbar, bald aber war dieser Kampf entschieden. „O mein Freund!“ rief sie, indem sie sich in Marceau's Arme warf, „ich kann dir nicht länger widerstehen, ich liebe dich, ich will dein Weib sein.“ Ihre Lippen berührten sich, Marceau war trunken vor Wonne. aber bald riß ihn die Stimme des Priesters aus seinem Entzücken. „Eilt euch, meine Kinder,“ sprach dieser, „denn meine Augenblicke auf Erden sind gezählt, und wenn ihr zögert, könnte ich eure Vereinigung erst vom Himmel herab segnen.“

Die beiden Liebenden schauerten zusammen, diese Worte riefen sie auf die Erde zurück. Blanche warf ängstliche Blicke um sich und sprach: „O mein Freund, welch ein Augenblick, um unser Schicksal an einander zu ketten, welch ein Tempel zu unserer Vermählung! Glaubst du, daß diese Vereinigung eine dauernde sein könne?“ Marceau selbst erbebte bei diesen Worten, er zog Blanche mit sich in eine Ecke des Gefängnisses, wohin durch ein vergittertes Fenster ein Lichtstrahl fiel, dort knieten beide nieder und erwarteten den priesterlichen Segen. Dieser breitete die Hände über sie aus und sprach die heiligen Worte. In demselben Augenblicke erschallte Getöse und Waffengeklirr in den äußeren Gängen. Blanche, zitternd, warf sich in

Marceau's Arme und rief: „Gott! kommen sie vielleicht schon, mich zu holen?“ Der junge General stellte sich vor den Eingang in jeder Hand ein gespanntes Pistol haltend. Es wurde geöffnet, die Soldaten zeigten sich, wichen aber bei diesem Anblicke betroffen zurück. „Seid ruhig,“ sagte der Priester, vortretend, „ich bin es, den sie suchen, das Ende meiner Leiden ist gekommen.“

Die Soldaten umgaben ihn. „Meine Kinder,“ schrie er mit starker Stimme, indem er sich zu den Neuverbundenen wandte, „meine Kinder, senkt euch auf eure Knie, denn am Rande des Grabes will ich euch noch segnen, und den Segen eines Sterbenden hört der Ewige.“

Die Soldaten standen schweigend. Der Priester hatte ein Crucifix aus seinen Busen gezogen, welches er, allen Nachforschungen ohngeachtet, zu verbergen so glücklich war, er hielt es gegen Blanche und betete im Stillen. Es war einer von jenen feierlichen Augenblicken, wo jeder an einen Gott glaubt. Dann schlug er das Kreuz über die Knienden und sprach gefaßt: „Ich bin bereit, laßt uns gehen!“

Die Soldaten umringten ihn, und sie gingen. In diesem Augenblicke erschien auch der Kerkermeister an der Thür und gab Marceau einen Wink, sich zu entfernen. Blanche hing sich fest an ihn, allein mit den Worten: „Du bist mein, ich bin dein, ich eile, dich zu

retten, ich bürge für dein Leben, längstens in zwei Tagen bin ich mit deiner Begnadigung wieder in deinen Armen," machte er sich sanft von ihr los. Blanche sank in ihren finstern Kerker zurück, indem sie ihm nur noch in ihren Haaren auf die rothe Rose zeigte, welche sie von ihm zum Geschenke bekommen hatte, und die Thür schloß sich für die Unglückliche hinter ihm.

Marceau fand seinen Freund Dumas bei dem Kerkermeister, wo er ihn erwartete. Er verlangte Tinte, Feder und Papier. — „Was willst du thun? fragte ihn dieser, welcher seine heftige Gemüthsbewegung bemerkte. — „An Carrier will ich schreiben," antwortete Marceau, „von ihm zwei Tage Aufschub begehren, und ihm sagen, daß mir sein Leben für jenes meiner Blanche bürge." — „Thörichter!" versetzte Dumas, indem er ihm den angefangenen Brief unter den Händen wegriß, „du willst drohen, da du in seiner Gewalt bist? Hast du nicht ein Subordinationsverbrechen begangen, indem du der erhaltenen Ordre nicht Folge leistetest? Wenn er Ursache hat, dich zu fürchten, so bist du auf der Stelle arretirt, und was kannst du dann noch für deine Geliebte thun? Glaube mir, nur dein Schweigen kann ihn dich vergessen machen, und nur dies Vergessen dir Zeit gewähren, deinen Plan auszuführen."

Marceau's Kopf war in dessen Hände gesunken,

er schien nachzudenken. „Du hast recht," rief er dann, sprang auf und zog seinen Freund mit sich auf die Straße.

Mehre Menschen waren um einen Postwagen versammelt. Marceau forderte Pferde, erhielt sie auf der Stelle, und mit Hilfe des Goldes gelang es ihm, Abends um 8 Uhr Paris zu erreichen. Dumas, der seine Entlassung nachgesucht und erhalten hatte, begleitete ihn.

Marceau und sein Freund verließen sich auf dem Platze des Palais-Egalité. Marceau ging zu Fuß in die Straße Saint-Honoré, in das Haus Nr. 366, und fragte um den Bürger Robespierre.

„Er ist im Theater de la Nation," gab ihm ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren zur Antwort, „aber wenn du in zwei Stunden wieder kommen willst, Bürgergeneral, so wirst du ihn zu Hause finden."

„Ich will ihn dort aufsuchen," antwortete Marceau, „und wenn ich ihn dort nicht finde, so komme ich wieder. Hier meine Karte: Bürgergeneral Marceau."

Marceau ging in das Theater. Man gab den „Tod des Cäsar." Er ging auf den Balkon, ein junger Mann bot ihm auf der ersten Bank einen Platz neben sich an, weil er hoffte, denjenigen zu sehen, den er suchte.

Das Spektakel war noch nicht angefangen, eine seltsame Bewegung herrschte unter dem Publikum,

Zeichen und Gelächter gingen wie aus einem Hauptquartiere von einer Gruppe im Parterre aus. Diese Gruppe beherrschte den ganzen Saal, und der Mann, der diese Gruppe beherrschte, war Danton. An seiner Seite sprachen, wenn er schwieg, und schwiegen, wenn er sprach: Camille Desmoulins, Phelipppeaux, Herault de Sechelles und Lacroix. Die Dantonisten hatten sich vorgenommen, Robespierre heute in diesem Stücke eine starke Lehre zu geben, und darum war es eben, warum Robespierre, der davon Nachricht erhielt, sich nach dem Theater de la Nation begab; denn er wußte wohl, daß ihm der Sieg bleibe, wenn es ihm gelinge, durch Kühnheit den Plan seiner Gegner vor dem Volke zu entkräften.

Marceau suchte ihn übrigens vergebens im hell erleuchteten Saale. Der Vorhang rollte auf. Die Gruppe im Parterre schwieg zwar, aber man sah es deutlich, wie sie sich durch Zeichen zu verständigen suchten, und nur die Stellen im Stücke mit Ungeduld erwarteten, wo sie loszubrechen verabredet hatten. Endlich kamen die Verse:

Cäsar, von deinem Glück, von deiner hohen Güte
Erwarteten wir doch viel eine schön're Blüte
Für unser Land.

Cäsar.

Und welche ist's?

Cimber.

Die Freiheit, Herr!

Drei Salven von Beifallsgeklatsche begleiteten diese Worte. Aus Danton's Augen strahlte das Entzücken, und Talma fuhr fort:

Ja, groß soll Cäsar sein, doch Roma sei auch frei!

Da erhob sich Danton und warf den Blick eines Heerführers um sich, welcher sich überzeugen will, ob auch Jeder auf seinem Posten stehe, als plötzlich alle Blicke sich nach einem einzigen Punkte im Saale wendeten; das Gitter einer Loge öffnete sich, Robespierre streckte durch die Dunkelheit derselben sein spitziges, gelbes Antlitz hervor. Die Blicke der beiden Feinde begegneten sich und konnten sich nicht mehr loslassen. In jenen Robespierre's lag aller Spott des Sieges und aller Triumph der Sicherheit. Zum ersten Male fühlte Danton kalten Schweiß über seinen ganzen Körper rieseln, er vergaß das Zeichen zu geben, und die Verse gingen ohne die beabsichtigte Wirkung vorüber; er sank überwunden auf eine Bank, das Logengitter schloß sich wieder und Alles war vorbei. Die Guillotineurs hatten den Sieg über die Septembriseurs davon getragen.

Marceau, dessen Seele mit etwas ganz Anderem, als mit dem Trauerspiele beschäftigt war, war vielleicht der Einzige, welcher diese Scene, die nur einige Se-

kunden dauerte, bemerkte, ohne daß er sie begriff, er erkannte übrigens Robespierre, eilte vom Balkon weg und gelangte gerade zu rechter Zeit in den Corridor, um ihm dort zu begegnen.

Robespierre war kalt und ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Marceau stellte sich ihm vor und nannte sich; Robespierre reichte ihm die Hand. Marceau, einem inneren Grauen unwillkürlich gehorchend, zog die seinige zurück. Ein bitteres Lächeln zuckte über Robespierre's Lippen. „Was willst du von mir?“ fragte er endlich.

„Eine Unterredung von wenigen Minuten.“

„Hier oder bei mir?“

„Bei dir.“

„So komm.“ Und beide Männer, von so verschiedenartigen Empfindungen ergriffen, gingen neben einander, Robespierre gleichgiltig und ruhig, Marceau unruhig und in sichtbarer Bewegung.

Dies war also der Mann, in dessen Händen Blanche's Schicksal lag, der Mann, von dem ganz Frankreich sprach, dessen Unbestechbarkeit allein unläugbar, aber dessen Popularität noch ein Problem war. Wirklich, er hatte, um die Volksthümlichkeit zu gewinnen, keines jener Mittel angewandt, deren sich seine Vorfahren bedienten; er besaß weder die hinreißende Beredsamkeit Mirabeau's, noch die natürliche Festigkeit Bailly's,

weder die erhabene Hitze Danton's, noch die fruchtbare Unflächtigkeit Hebert's; wenn er für das Volk arbeitete, so geschah es ganz im Stillen, und ohne dem Volke davon Rechenschaft abzulegen. In der Mitte der allgemeinen Gleichheit in Sprache und Kleidung, hatte er seine feine, geglättete Sprache und seine zierliche Kleidung beibehalten. So große Mühe sich Andere gaben, sich mit dem Haufen gemein zu machen, soviel Sorge wandte er an, sich über demselben zu erhalten, und man sah es beim ersten Anblicke, daß dieser sonderbare Mann für die Menge entweder ein Abgott oder ein Opfer werden mußte. Er wurde Beides.

Sie langten bei Robespierre's Hause an, eine schmale Stiege führte sie in ein Gemach im dritten Stockwerke. Eine Büste Rousseau's, ein Tisch, auf welchem „Emile“ und „le Contrat social“ aufgeschlagen waren, ein Schrank und einige Stühle waren die ganzen Geräthschaften, aber die größte Reinlichkeit herrschte überall.

Robespierre bemerkte den Eindruck, den dieser Anblick auf Marceau bewirkte. „Das ist der Palast des Cäsar,“ sprach er lächelnd zu ihm. „Was wünschest du von dem Dictator?“

„Gnade für mein Weib, welches Carrier zum Tode verurtheilt hat.“

„Dein Weib von Carrier verurtheilt? Die Frau

Marceau's, des braven Republikaners, des spartanischen Helden? Was treibt denn Carrier zu Nantes?"

„Die größten Grausamkeiten." Marceau entwarf hierauf ein Bild, wie wir es unseren Lesern bereits entworfen haben. Robespierre rückte während dem auf seinem Stuhle hin und her, ohne ihn zu unterbrechen, endlich schwieg Marceau.

„Siehst du, wie sie mich immer falsch verstehen," sprach Robespierre mit etwas heiserer Stimme, wozu seine innerliche Bewegung beitrug, „überall sollen meine eigenen Augen und meine eigenen Hände sein. Es ist Blut genug vergossen worden, welches fließen mußte, und wir sind noch nicht am Ende." Hierauf nahm er ein weißes Blatt Papier und fragte Marceau um den Familiennamen seiner Frau.

„Wozu diesen?"

„Er ist mir nöthig, um die Identität der Person zu constatiren."

„Wohlan: Blanche de Beaulieu."

Robespierre ließ die Feder wieder sinken, welche er schon ergriffen hatte. „Die Tochter des Marquis de Beaulieu, des Anführers der Rebellen?"

„Blanche de Beaulieu, die Tochter des Marquis de Beaulieu."

„Und wie geschah es, daß diese dein Weib wurde?"

Marceau erzählte ihm Alles.

„Junger Thor! wie konntest du“ — Marceau unterbrach ihn: „Ich habe dich weder um eine Rüge, noch um einen Rath, sondern um Gnade für mein Weib gebeten, willst du mir diese ertheilen?“

„Marceau! werden dich die Familienbande, die du durch diese Heirath geknüpft hast, wird dich die Liebe zu deinem Weibe nie zum Verräther an der Republik machen?“

„Niemals!“

„Wenn du den Marquis de Beaulieu auf dem Schlachtfelde dir gegenüber fändest?“

„So würde ich gegen ihn kämpfen, wie ich es bereits gethan habe.“

„Und wenn er in deine Hände fiele?“

Marceau bedachte sich einen Augenblick, dann sprach er mit festem Tone: „So würde ich ihn dir senden, und du sollst sein Richter sein.“

„Schwörst du dieses?“

„Bei meiner Ehre!“

Robespierre faßte die Feder wieder. „Marceau,“ sprach er, „du hattest das Glück, dich in allen Gelegenheiten rein und untadelhaft zu bewahren, ich kenne dich schon lange, und habe auch schon lange gewünscht, dich zu sehen. Höre mich jetzt ruhig an, ich verlange hierzu nur fünf Minuten von dir, und gebe dir dafür ein ganzes menschliches Leben, das ist

denk ich, gut bezahlt. Man hat mich bei dir verläumdet, Marceau, und du bist Einer der Wenigen, von denen ich gekannt zu sein wünschte, denn was kümmert mich die Meinung derjenigen, die ich nicht achte. Höre mich also: Drei Parteien haben wechselweise das Geschick Frankreichs erschüttert, sich in einem Manne concentrirt und so den Auftrag erfüllt, den das Jahrhundert ihnen gab."

„Die constituirende Partei, repräsentirt durch Mirabeau, hat den Thron erschüttert, die legislative, durch Danton zu Fleisch geworden, hat ihn umgerissen; die Aufgabe des Conventes ist ungeheuer, sie muß vollenden im Niederreißen und anfangen im Wiederaufbauen. Ich nähre die erhabene Idee, der Typus dieser Zeit zu werden, wie es Mirabeau und Danton der ihrigen waren. Die Geschichte des französischen Volkes wird dann drei Männer durch drei Zahlen bezeichnen: 91, 92, 93. Wenn mir das höchste Wesen gönnt, mein Werk zu vollenden, so wird mein Name über allen übrigen strahlen, ich werde mehr gethan haben, als Lykurg für die Griechen, als Numa für die Römer, als Washington in Amerika; denn alle diese hatten nur ein erst gebornes Volk zu befriedigen, ich muß ein altes regeneriren. Falle ich vor der Zeit, so wird ein Blutflecken auf meinem Namen kleben bleiben. Die Revolution wird mit mir

fallen und wir beide verläumdet werden. Dies wollte ich dir sagen, Marceau, denn ich wünsche, daß es wenigstens einige Menschen gäbe, die meinen Namen rein in ihrem Herzen behalten, und du bist Einer von diesen Menschen."

Nun schrieb er seinen Namen unter das Blatt und reichte es Marceau mit den Worten: „Hier hast du Gnade für dein Weib, du kannst damit forteilen, ohne mir auch nur mehr deine Hand dafür zu reichen." Marceau faßte und drückte sie, er wollte sprechen, allein er hatte nur Thränen, und Robespierre rief ihm zu: „Fort, fort! du hast keinen Augenblick zu verlieren, auf Wiedersehen!"

Marceau stürzte die Stiege hinab, General Dumas wollte eben hinauf steigen! „Hier Blanche's Gnade," rief er, indem er sich in seine Arme warf. Blanche ist gerettet, ich bin der Glücklichste der Menschen." — „Wünsche auch mir Glück," antwortete ihm sein Freund, „auch ich erhielt, was ich gesucht, ich bin zum General-en-chef bei der Armee in den Alpen ernannt, und ich komme so eben hierher, um Robespierre dafür meinen Dank abzustatten." Beide Freunde umarmten sich, Marceau stürzte auf die Straße, dann auf den Platz des Palais-Egalité, wo ihn sein Wagen erwartete, stieg ein und flog davon.

O wie schwer und wie leicht war ihm sein Herz,

welches Glück erwartete ihn, welche Wonne nach so viel Leiden! Seine Einbildung schwelgte in der Zukunft, er sah den Augenblick, wo die Thür von Blanche's Gefängniß sich öffnet und er ihr zuruft: „Blanche! du bist gerettet, frei!“

Indessen bemächtigte sich von Zeit zu Zeit eine unbestimmte Unruhe seiner Seele, dann spornte er die Postillons an, versprach Gold, gab es mit vollen Händen, versprach ihnen noch mehr; die Räder brannten, die Pferde durchflogen die Bahn, und doch dünkte es ihm, als käme er nicht vorwärts, überall standen die Pferde bereit, nirgend ein Aufschub. In wenigen Stunden hatte er Versailles, Chartres, Mons hinter sich; er erblickte schon Angers, als er plötzlich einen fürchterlichen Stoß empfindet, der Wagen stürzt ein, bricht, er wälzt sich blutend hervor, zerhaut mit seinem Säbel die Stränge eines Pferdes, setzt sich auf und legt seinen Weg noch schneller zurück.

Er erreicht Angers, Varades, Ancenis, sein Pferd schäumt vom Schweiß, er kommt nach Saint-Donatien, endlich nach Nantes, nach Nantes! welches seine Seele, sein Leben, sein Alles in sich schließt. Noch wenige Augenblicke und er ist in der Stadt, schon fliegt er durch die Thore, sein Pferd fällt jetzt, aber er ist vor dem Gefängnisse Bouffay's, was schadet's!

„Zwei Karren sind so eben hinaus gefahren,“ sagt

ihm der Gefangenwärter, „sie ist auf dem ersten.“ Marceau bahnt sich Weg durch das Volk, welches sich nach dem großen Platze drängt. Er erreicht den letzten der beiden Karren. Einer der Verurtheilten, welche darauf sitzen, erkennt ihn und ruft ihm zu: „General, eilen Sie! retten Sie Blanche! Ich konnte es nicht und wurde ergriffen. Es lebe der König!“ — Es war Tinguy.

Und Marceau kommt auf den großen Platz, er sieht das Schaffot. — Hoch hebt er sein Papier in die Höhe und schreit: „Gnade! Gnade!“ In diesem Augenblicke zeigt der Henker das blonde Haupt eines jungen Mädchens. Ein Schrei wird unter den Zusehern hörbar, in welchem sich alle menschliche Kraft erschöpft zu haben schien. Es war Blanche's Haupt, und zwischen den Zähnen desselben eine rothe Rose.

Cassel, Th. Fischer's Buchdr., Schnellpressendruck.

Cassel, Th. Fischer's Buchdr., Schnellpressendruck.

Cassel, Th. Fischer's Buchdr., Schnellpressendruck.

Cassel, Th. Fischer's Buchdr., Schnellpressendruck.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Castelli, Ignaz Franz,

Ignaz Franz Castelli mit Portait

Cassel 1854
P.o.germ. 722 u-27/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014791-3